
PASS 3

Ludwig M. Eichinger

**Überlegungen
zu einer
funktionalen Grammatik
des Deutschen**

- Vier Studien -

Universität Passau
DEUTSCHE SPRACHWISSENSCHAFT
1992

Inhaltsverzeichnis

0. Vorwort

S. 4

I. Attribution und Komposition.

- Ähnlichkeit und funktionale Differenz -

S. 5 - 21

II. Der Genitiv als Contractivus.

Versuch einer funktionalen Sicht

S. 22 - 37

III. Von der einfachen Darstellung komplexer Verhältnisse.

Zur Kategorie ANGABE in einer Valenzgrammatik des Deutschen

S. 38 - 69

IV. Die Deutsche Gegenwartssprache und die Hand des Wandels.

S. 69 - 81

0. Vorwort

Die in diesem Band versammelten Studien und Versuche haben ihren Kern jeweils in Vorträgen. Rückblickend ergibt sich, daß sie Mosaiksteine einer Erörterung mit mir selbst darstellen, die ich auch gerne mit anderen geführt hätte, bevor Teile davon einer ganz offiziellen Veröffentlichung zugeführt werden. Daher nehme ich gerne die Gelegenheit wahr, die diese Institutsreihe anbietet, diese etwas ausführlicheren aber noch nicht ganz endgültigen Ausführungen zu einer funktionalen Sicht grammatischer Phänomene des Deutschen einer vorläufigen Diskussion zu stellen.

Der Beitrag I wurde in den Jahren 1987 und 1988 als Vortrag an den Universitäten Berlin (TU) und Göttingen gehalten, der Vortrag über den Genitiv (II) fand 1991 an der Universität Paris IV (Sorbonne) statt, Beitrag III liegt im Kern ein Vortrag an der Universität München aus dem Jahr 1986 zugrunde und Beitrag IV war ebenfalls ein Vortrag an der Universität München im Jahre 1991.

Passau, im Dezember 1991

Ludwig M. Eichinger

ATTRIBUTION UND KOMPOSITION.

- Ähnlichkeit und funktionale Differenz -

0. Was machen wir mit Attributen und Komposita, oder: ehrwürdige Ahnen des Themas

Wenn Georg von der Gabelentz am Beginn unseres Jahrhunderts in dem typologisch-vergleichenden Kapitel seines Buches "Die Sprachwissenschaft", dem er den Titel "Sprachwürderung. Gesichtspunkte für die Werthbestimmung der Sprachen" gibt, von den unterschiedlichen Weisen spricht, wie die verschiedenen Sprachtypen ihre Aussagen strukturieren, da kommt ihm als Bild die Kette der Perlen des Rosenkranzes in den Sinn: "wenn Stück für Stück" (S. 452) der intendierten Aussage "prädikativ aneinandergereiht" werden, dann sind hier "die Perlen (...) gleichwerthig und gleichgroß"; wo aber attributive Strukturen, und seien es so prädikathaltige wie Relativsätze, dazukommen, "da ist wenigstens für einen Augenblick die Eintönigkeit unterbrochen, wie bei der Paternosterkugel des Rosenkranzes" (a.a.O.) Nicht verhehlen kann von der Gabelentz zudem, daß seine Neigung einem Rosenkranz mit vielen Paternosterkugeln gehören würde:

"Das Ding ist mit Eigenschaften bekleidet. Das so bekleidete Ding soll als solches in der Rede dargestellt werden. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen: um im Bilde zu bleiben, indem man es entweder nackt hinstellt und Stück für Stück ankleidet, oder es umhüllt vorführt und Stück für Stück entkleidet. (...) In der prädicativen Rede erscheint die Eigenschaft als Zuthat zum Dinge, - der Hergang ist so zu sagen addierend. In der attributiven Rede erscheint das Ding als Kern seiner Eigenschaften: das Verfahren erinnert an die Division. Aber beim Bekleiden und beim Addieren kann man jederzeit aufhören oder fortfahren, man braucht von vornherein noch gar nicht zu wissen, wie weit man damit gehen will. Dagegen weiß man beim Entkleiden von An-

fang an, welchem Kerne man zustrebt. Darum scheint mir, als werde durch die attributive Redeweise dem Geiste ein größeres Maß an Vorbedacht auferlegt, als durch die prädicative."

Die höhere Leistung steckt also in der Beherrschung der Attribution, und so findet er eine Wendung wie die folgende zwar ästhetisch kritisierbar, hält sie aber doch für das Kennzeichen eines hohen Denkvermögens:

"»Der die das dem Fiscus allein zustehende Recht auf Silberbergbau betreffenden Einzelfragen bearbeitenden Commission steht es zu usw.« - so ist dies eine Art sprachlicher Grimasse, die auf eine gewaltsame und gewaltige Verdichtung des Denkens deutet. HEGEL hat Ähnliches geleistet, in der Condensation des Denkens sowohl, wie im stilistischen Fratzenschneiden.

Das Attribut engt eine Vorstellung ein, um sie schärfer zu bestimmen. Es bildet mit seinem Träger zusammen einen einheitlichen Begriff, schließt sich daher mit diesem, wo die Sprache Zusammensetzungen duldet, gern zu einer Worteinheit zusammen: Dintenfaß, Schreibfeder, Reinschrift (...)" (S. 455/456)

Hier haben wir unser Problem in einer Weise formuliert, die bei aller Einseitigkeit den rationalen Kern der immerwährenden Auseinandersetzung um den deutschen Nominalstil herauschält. Es geht um den grundlegenden Unterschied von Prädikation und Attribution, und die Attribute, deren Bereich sich von relativen Nebensätzen bis hin zu den Komposita spannt, werden als eine abgestufte Folge von Mitteln der Verdichtung beschrieben. Die Abstufung beschreibt den Grad an Verdecktheit der jeweils enthaltenen Prädikation, und zwar scheidet von der Gabelentz hier zwischen von ihm sogenannten Prädicativattributen oder Zwischenprädikaten, - unter ihnen hat man so etwas wie die satzförmigen Attribute und vielleicht auch so etwas wie die erweiterten Adjektiv- und Partizipialattribute zu verstehen -, den eigentlichen Attributen und den Komposita. Dabei besteht zwischen den letzten beiden Gruppen seiner Meinung nach offenbar kein größerer Unterschied.

1. Komposita als verkürzte Syntax

Hier mischt sich zweifellos die typologische mit der historischen Argumentation, denn - wie schon die *Termini* der *eigentlichen* und der *uneigentlichen* Zusammensetzung zeigen - Zusammensetzungen werden im Prinzip als das langsame Zusammenwachsen syntaktischer Elemente beschrieben. Diese Position ist die Standardposition der Zeit, vertreten an hervorragender Stelle von Karl Brugmann in seinem Beitrag "Über das Wesen der sogenannten Wortzusammensetzung" von 1900. Ihm antwortet allerdings Hermann Paul unmittelbar in einer Weise, die er vorher in den "Prinzipien der Sprachgeschichte" schon ausgesprochen und dann später auch zum Grundsatz der Behandlung der Komposition in seiner "Deutschen Grammatik" vom Jahre 1920 gemacht hatte; dort schreibt er explizit:

"Die Zusammensetzung hat sich aus der syntaktischen Verbindung mehrerer Wörter entwickelt. Dies ist nicht so zu verstehen, daß jedes einzelne Wort, das wir als eine Zus. betrachten, so entstanden wäre, vielmehr, nachdem eine Anzahl syntaktischer Verbindungen zu einer Worteinheit verschmolzen waren, wirkten dieselben als Zusammensetzungen, nicht mehr als syntaktische Verbindungen, analogisch weiter. (...) Die Ursache, durch welche eine syntaktische Verbindung zu einer Zus. wird, ist darin zu suchen, daß sie ihrem Elementen gegenüber in irgend welcher Art isoliert wird." (S. 5)

Stützung bekommt diese Position späterhin durch Karl Bühler, der in seiner Behandlung der Sprache eines Zweiklassensystems (wobei man nicht sehr vergrößert, wenn man die beiden Klassen als Lexikon und Grammatik/ Syntax benennt), sich dezidiert auf die Seite Pauls und - so Bühler - "des klugen Syntaktikers Wilmanns" gegen Brugmann stellt. Es scheint aber bei diesen Positionen versucht zu werden, sowohl der Beziehung zu syntaktischen Mitteln wie der lexikalischen Einbettung als ganzen Wörtern gerecht zu werden, so wird in der weiteren germanistischen Entwicklung, die ja durch die inhaltbezogene

Grammatik geprägt ist, sehr stark die Stellung im lexikalischen Feld, die Wortgesamtheit betont - der Bezug zur Syntax kommt kaum in den Blick. Selbst ein so üblicherweise vielseitig argumentierender Vertreter dieser Richtung wie Hennig Brinkmann sieht im Verhältnis von Komposita und parallel inhaltliche Verhältnisse ausdrückenden syntaktischen Fügungen nur die Differenzen; über Konstruktionen wie *Feldblumen* - *Blumen auf dem Felde* - *Blumen des Feldes* schreibt er:

"Die Zusammensetzung orientiert über eine Erscheinung, indem sie Auskunft über ihre Art erteilt; der Genitiv, indem er der Erscheinung ihren Ort im Sein gibt; die Präposition, indem sie für eine bestimmte Situation einen (nur einen) Bezug nennt; das Adjektiv neigt zur Kennzeichnung einer dauernden Haltung." (nach Günther/Lipka S. 199)

Die Gegenentwicklung kam dann bekanntlich vor allem mit der Rezeption der generativen Transformationsgrammatik, wo - zumindest in den ersten Phasen - eine möglichst gestreckte Struktur, die alle in der Oberfläche verdeckten Prädikationen auflöst, die Erklärungsgrundlage darstellt, von der man ohne Bedeutungsverlust und Veränderung über die verschiedenen Attributstufen bis hin zu den Komposita kommt. Gerade dieser letzte Punkt führte zu Diskussionen auch innerhalb des Modells, die sich für Deutschland durch einen gewissen Abschlußpunkt, Wilfried Kürschners Arbeit über die deutsche Nominalkomposition, benennen läßt. Interessant für unser heutiges Thema ist daran, daß hier nach dem Versuch eher formal-syntaktischer Behandlungen - wie etwa in Peter von Polenz' Arbeit von 1972 "Neue Ziele und Methoden der Worbildungslehre" - stärker mit inhaltlichen Kategorien, und dann auch mit den funktionalen Bedingungen solche Ausdrucksweisen argumentiert wird, wobei sich als Kernsatz ergibt:

"Daß die Nominalkomposition unter das allgemeinere grammatische Phänomen der Attribution fällt, ist in der Forschung wohl bekannt." (S. 45)

Damit werden die prinzipiell nicht der Prädikation dienenden Mittel sprachlichen Ausdruckes zusammengefaßt, und dann allerdings ihrerseits nochmals funktional voneinander getrennt; verkürzend gesagt nimmt Kürschner an, daß je knapper die Form desto spezieller der Inhalt sei, und der jeweilige Grad der Spezialisierung sei in der jeweiligen Grundstruktur bereits angelegt. Hartmut Günther hat in einem Beitrag über nominale Komposita mit zwei substantivischen Gliedern zurecht festgestellt, daß diese Feststellung daran ranke, daß sie sich im Prinzip zwar auf alle Komposita, de facto aber doch auf bereits vorhandene, somit mehr oder minder lexikalisierte beziehe, und schlägt vor, das mit echten ad-hoc-Komposita zu überprüfen; allerdings scheint mir sein Ergebnis, daß beliebig gebildete solche Nominalkomposita nach Aufforderung verschiedene Interpretationen der Sachzusammenhänge zwischen den beiden Gliedern zulassen, nur in Maßen interessant, solange man nicht auch die Frage nach den Gründen der Bevorzugung bestimmter Deutungen stellt - d.h. in der simpelsten Folgerung schon: mit Text. Denn natürlich stellt sich dann auf der rein systematischen Ebene der Übergang von Attributionen und Komposita als bruchlos dar, da ja sicherlich abstrakt die gleichen oder doch sehr ähnliche Relationen in ihnen ausgedrückt werden: so sind gewiß alle üblichen Arten typisch adverbialer Modifikation - lokal, temporal, kausal, modal - in beiden Darstellungsweisen möglich. Somit sind auch die Versuche etwa von Herbermann und Heringer, sich auf die Beschreibung der reinen Konstitutionsbedeutung zu beschränken, ebenso einer Systemüberlegung angemessen, wie in einer praktischen Grammatik unzureichend. Denn hier kann es nicht genügen, anzugeben, durch die Kombination zweier Elemente der deutschen Sprache könnten letztlich alle damit denkbaren Verhältnisse zwischen diesen beiden Elementen ausgedrückt werden, denn es gibt ja kein äußeres Verbindungszeichen, das die Art der Relation deutlich machen würde.

2. Attribute als verknäppte Syntax

Attribution kennt offenbar zumindest zwei Arten der Integration von Prädikationen in nominale Syntagmen - und nur von diesen Fällen soll hier die Rede sein, wenn ich von Attributen spreche, (1) welche, die die gesamte oder zumindest wesentliche Elemente der Prädikation erkennen lassen, und (2) welche, die demgegenüber deutlich verdichtete Strukturen darstellen. Zur ersten Art gehören die attributiven Nebensätze und auch die erweiterten Adjektiv- und Partizipialattribute. Zur zweiten Art gehören vor allem die nicht auf solche Weise erkläraren Genitiv- und Präpositionalattribute, und eigentlich auch die einfachen Adjektivattribute als Paradebeispiel der attributiven Wortart.

3. Versuch eines funktionalen Vergleichs

Gerade der letzte Fall ist übrigens in der Gegenüberstellung von attributiver Fügung und Kompositum besonders typisch, und daher für die weitere Argumentation besonders wertvoll; zu diesem Zweck seien der die Wortbildung in gesprochener Sprache behandelnden Arbeit von Bernhard Gersbach und Rainer Graf (I, S. 99) einige entsprechende Beispiele entnommen:

Kompositum	Adjektiv + Nomen	Nomen + Relativsatz
<i>Alteisen</i>	<i>altes Eisen</i>	<i>Eisen, das alt ist</i>
<i>Alttier</i>	<i>altes Tier</i>	<i>Tier, das alt ist</i>
<i>Blauklee</i>	<i>blauer Klee</i>	<i>Klee, der blau ist</i>
<i>Brachfeld</i>	<i>braches Feld</i>	<i>Feld, das brach liegt</i>
<i>Feinmechanik</i>	<i>feine Mechanik</i>	<i>Mechanik, die fein ist</i>
<i>Flachland</i>	<i>flaches Land</i>	<i>Land, das flach ist</i>
<i>Fremdarbeiter</i>	<i>fremder Arbeiter</i>	<i>Arbeiter, der fremd ist</i>
<i>Glatteis</i>	<i>glattes Eis</i>	<i>Eis, das glatt ist</i>
<i>Großalarm</i>	<i>großer Alarm</i>	<i>Alarm, der groß ist</i>
<i>Kleingebäck</i>	<i>kleines Gebäck</i>	<i>Gebäck, das klein ist</i>
<i>Nobelleben</i>	<i>nobles Leben</i>	<i>Leben, das nobel ist</i>
<i>Normalmensch</i>	<i>normaler Mensch</i>	<i>Mensch, der normal ist</i>

Erkennbar auch an einer Vielzahl von Oppositionen, die zu einer terminologisierenden Ausgliederung genutzt werden, wie bei *Alttier* - *Jungtier*, ist hier die Wortbildung im

Sinne einer systematischen Benennungsschaffung genutzt. Und so handelt es sich nicht zufällig um semantisch recht eng umgrenzte Gruppen zudem ausschließlich von Primäradjektiven, die in diesem Zusammenhang eingesetzt werden. Erkennbar sind auch hier schon systematische Verschiebungen zwischen prädikativem und attributivem Gebrauch des Adjektivs. So ist z.B. im letzten Beispiel nur die attributive Fügung neben das Kompositum zu stellen, nicht aber die prädikative Verwendung: der *normale Mensch* in dieser Bedeutung von *normal* ist der, der dem Durchschnitt entspricht. Offenbar gibt es einen systematisch genutzten Unterschied zwischen der attributiven Verwendung des Adjektivs, die die unauffällige Zuordnung von Eigenschaften zu den im Substantiv genannten Dingen leistet, in diesem Sinn unmarkiert ist, der prädikativen Verwendung, die eine explizite Merkmalszuordnung in einer sein-Prädikation darstellt, bei der weitaus weniger freie Zuordnungen möglich sind < s.o. Beispiel *nobel* > und der Integration in das substantivische Kompositum, zunächst in der Regel auf der Basis der attributiven Verwendung, allerdings dann auch deutlich internen Systematisierungstendenzen unterworfen: das ist wohl das, was Hermann Paul mit der Wirkung der Analogie angesprochen hat < so z.B. leicht ableitbares *Feingebäck*, dazu direkt die *Feinbäckerei*, und analog dazu die *Feinmechanik*, die *Feinräschnerei* usw. >. Damit gehört zur Beschreibung der Wortbildung über die des Attributs hinaus noch dazu, daß die im adjektivischen Erstglied genannte Eigenschaft als zur Klassenbildung geeignet behandelt wird.

Ansonsten sollten die Leistungen von Attributen und von Komposita vor allem an den Stellen besonders ähnlich sein, wo auch beim Attribut, so vor allem beim Genitivattribut eine gewisse Vagheit der Bedeutung gegeben ist, die durch das Bezugsnomen bzw. das Zweitglied des Substantivs, das in irgendeiner Form relational ist, disambiguiert wird; das wären Fälle wie:

Kompositum

Abteilungskommandeur
Alteisenhändler
Autofahrer
Bahnwärter
Bodenleger
Brandstifter
Abschlagszahlung
Aufnahmeleitung
Bauverbot
Gebetserhöhung
Adventszeit
Arbeitgeberverband
Stimmenzahl

Nomen + Genitiv

Kommandeur der/einer Abteilung
Händler von Alteisen
Fahrer eines Autos
 ?
(Ver)leger von Böden
Urheber eines Brandes
Zahlung eines Abschlags
Leitung der Aufnahme
Verbot des Baus
Erhöhung des Gebets
Zeit des Advents
Verband der Arbeitgeber
Zahl der Stimmen

Wenngleich weniger deutlich, gibt es auch hier Unterschiede in der Funktion und damit in der Verwendung, die natürlich in den Fällen, bei denen das Zweitglied des Kompositums in der syntaktischen Fügung sinngemäß wiedergegeben werden mußte, besonders gut sichtbar werden. Schon die unterschiedlichen positionalen Eigenschaften machen eine der bedeutsamsten Differenzen aus; wie ebenfalls schon von der Gabelentz festgestellt hat, ist der unauffälligste Ort der Attribution die Stelle vor dem Substantiv. In den üblichen Wortbildungslehren, ausführlich etwa bei Johannes Erben (1983) werden gerade solche Bildungen auf die Tendenz zur Univerbierung des Deutschen zurückgeführt: allerdings ist das ja nicht viel mehr als die Benennung dieses Vorgangs, ohne allzuviel zu erklären. Für eine Erklärung bereits interessanter ist, was eine solche Univerbierung zur formalen Folge hat: die gesamte Konstruktion, die als attributive Genitivkonstruktion zwei Akzentgipfel hat, wird unter einen Akzentgipfel gebracht: *Verbot der Vermummung* - *Vermummungsverbot*. Damit ist verbunden, daß im Fall der Attribution beide Elemente einzeln zu Nominalgruppen ausgebaut werden können, ein syntaktischer Vorteil, den z.B. der *SPIEGEL* (2.11.87, S. 38), der sonst durchgehend vom *Vermummungsverbot* spricht, also das als Quasi-Terminus festgewordene Kompositum benutzt, an einer Stelle die attributive Fügung wählt:

(1) *Es ging unter anderem um das politische Klima und die wirtschaftliche Lage sowie um aktuelle Einzelthemen, von der Abrüstung und der Aufnahme von Frauen in die Bundeswehr bis zum Verbot der Vermummung bei Demonstrationen.*

Erkennbar aus zwei Gründen wird hier nicht das übliche Kompositum, sondern die entsprechende syntaktische Fügung gewählt: zum ersten ist nur so auf einfache und eindeutige Weise der Anschluß der Präpositionalphrase *bei Demonstrationen*, die als Integration einer konkomitativen Bestimmung verstanden werden kann, möglich:

(2) *Es soll verboten werden, sich bei Demonstrationen zu verummummen.*

das Verbot, sich bei Demonstrationen zu verummummen

das Verbot der Vermummung bei Demonstrationen

das Vermummungsverbot bei Demonstrationen

**das Verbot bei Demonstrationen der Vermummung*

das Verbot bei Demonstrationen, sich zu verummummen

es soll bei Demonstrationen verboten werden, sich zu verummummen

Zum zweiten ist diese Einführungsweise, auch durch die "auffälligere" Nachstellung, rhematischer als die rein determinierende Vorausstellung des Substantivs mit der Beschneidung seiner syntaktischen Möglichkeiten. Sehr deutlich wird aber auch, welchen Vorteil die Vagheit des Kompositums bietet: in *Vermummungsverbot bei Demonstrationen* sind beide Beziehungen aufgehoben. Damit dient die Wahl der attributiven Fügung einer Vereindeutigung vor allem bei Bezug auf das erste Element. Die Wahlmöglichkeiten zwischen den Alternativen lassen sich damit systematisch nur im Rahmen einer Textgrammatik des Deutschen beschreiben, die einer relativ naiven Gegenüberstellung von Ausdrucksalternativen für dieselben Relationen, wie ich sie auch oben mit diesen Listen geleistet habe, die funktionale Differenzierung im Gebrauch gegenüberstellt. Dazu zunächst noch einige Beispiele:

(3) *Allein bei der Baubehörde ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen 30 Verwaltungsleute wegen Bestechlichkeit, Vorteilsannahme und Betrug; gegen 13 Bedienstete sind Disziplinarverfahren im Gange, zwei Behördenangestellte wurden fristlos gefeuert.
[...]*

Die Schmiergeldvorwürfe richten sich nicht nur gegen Mitarbeiter der Baubehörde. Betroffen sind auch die Behörden Wirtschaft, Gesundheit, Wissenschaft und Kunst. (Spiegel, S. 58)

(4) Am Donnerstag [...] versammelte Innensenator Volker Lange (SPD) im Rathaus die Fraktionsvorsitzenden der Bürger-schaftsparteien und bereite sie darauf vor, daß[...]. FDP-Frak-tionschef Karl Michael Wiegand nach der Sitzung:[...]. (ebd.)

(5) Ein Bauleiter [...] wurde in Hamburg als Teilhaber am Bor-dell »Sudpfanne« bekannt, dessen Mitbesitzer unter der St.-Pauli-Prominenz zu suchen sind.

Dabei kann der Mann darauf verweisen, daß er in guter Gesell-schaft ist: Sein Vorgesetzter [...] hatte ebenfalls Bordell-Anteile. (ebd.S.60)

(6) [...] berichten die anonymen Steuerexperten, wie die Unter-nehmen für die Baubehörde [...] Autoreparaturen und Benzin-rechnungen für Beamte begleichen. (ebd.)

(7) Mittlerweile rechnen die Ermittler auch Renovierungsab-rechnungen der Hamburger Universität nach. Die Neuverlegung eines Fußbodens soll 100 000 Mark zu teuer gewesen sein. Der Fehler in der Schlußrechnung passierte alle Behördeninstanzen, ohne daß jemand etwas gemerkt haben will. (ebd.)

(8) Doch der Verdacht, Bauleiter hätten sich ihre Auftragsver-gabe für öffentliche Gebäude von den Firmen entlohnen lassen [...] (ebd.)

(9) Deutsche Politiker pumpen Subventionen in den Agrarsektor, die [...] höher sind als der Produktionswert der Landwirtschaft, (S. 75)

Im ersten Text (=3) ist zunächst thematisch von der *Baubehörde* die Rede, dann wird von Ermittlungen gegen eine bestimmte Anzahl von Mitarbeitern dieser Behörde rhematisch gesprochen. In einem thematischen Neuansatz werden weitere Mitarbeitergruppen genannt, rhematisch dann die Sanktionen für sie ausgeführt. Dann wird thematisch die Aussage des Vorabsatzes als *Schmiergeldvorwürfe* zusammengefaßt, die - rhematisch - nicht nur für die genannte Personengruppen gälten, sondern auch für die Mitarbeiter weiterer Ämter. Dabei ist die Benennung *Baubehörde* eine lexikalisierte Form, nur dieser feste Kontext, mit durchgehender Betonung, daß es nur um diese Behörde geht, läßt dann im Sinne einer stilistischen Variation den wiederaufnehmenden Einsatz im Kompositum *Behördenangestellte* zu - nur die relative Ferne zu dem semantisch weiterwirkenden *allein bei der Baubehörde* läßt dieses ja prinzipiell generische Kompositum hier angemessen erscheinen, als eine Art Kurzform zu so etwas wie *Baubehördenbehördenangestellter*, mit Ersparung von einmal *-behörden-* und Ergänzung von *Bau-* aus dem Kontext. Im Rahmen der Eindeutigkeit des Kontextes und der reihenden Aufzählung, die keinen Irrtum erlaubt, ist so etwas als Bezugnahme mit sloppy identity offenbar noch zulässig - wenn es auch von mir befragte Sprecher des Deutschen spontan irritierte. In diesem Sinn ist die gänzlich normale Variante die attributive, die dann auch gewählt wird, wenn über die Zugehörigkeit zu bestimmten Ämtern gesprochen wird: *Mitarbeiter der Baubehörde*. Allenfalls von *Baubehördenmitarbeitern* könnte man noch reden, aber neben der mangelnden Eleganz dieser Bildung, soll es ja, wie der weitere Text zeigt, nicht so sehr um Mitarbeiter eines bestimmten Bereichs gehen, sondern um Betroffenheit der einzelnen Bereiche. So wird die *Baubehörde*, an die im nächsten Satz anzuschließen sein wird, rhematisch herausgehoben. Konsequenter wird im nächsten Satz zunächst wieder auf Behörden insgesamt ausgeweitet, die dann in unglücklicher Weise, mittels einer apositionellen Aufzählung, spezifiziert werden.

In Text (5) wird ganz deutlich, daß die Tatsache, daß jemand an einem bestimmten Bordell geschäftlich beteiligt ist, die definit rhematisierende Ausdrucksweise des postpositionellen Attributs braucht: der denkbare *Bordellteilhaber* ist demgegenüber die Klassenbe-

zeichnung für die Gruppe von Teilhabern an Geschäften, bei denen dieses Geschäft ein Bordell ist. So hat eine solche Benennung auch keine Anschlußstelle für den Einzelfall, d.h. hier die appositionelle Namensnennung "*Sudpfanne*", mehr. Konsequenterweise wird für einen solchen generellen Verweis dann anschließend auch ein entsprechendes Kompositum *Bordell-Anteile* benutzt. Die Auszeichnung als Bindestrichkompositum ist im *SPIEGEL* rekurrent verwendetes Mittel zur Auszeichnung von ad hoc-Bildungen - neben anderen Funktionen - und hat hier keine inhaltliche Bedeutung.

Noch deutlicher wird diese Funktion der Bildung gesamthaft klassenbildender Benennungen an der Verwendung der wohl schon lexikalisierten Komposita in Beispiel (6): wenn *Reparaturen der Autos und Rechnungen für das Benzin für Beamte beglichen* worden wären, wäre das zumindest viel zu speziell und aufwendig: es geht nur darum, von welcher Art die Aufwendungen sind, nicht für welches Einzelobjekt sie gedacht waren - bei diesen Standardfällen von autobedingten Kosten naheliegend.

Diese Klassenbildung mit generischer Funktion des Erstglieds führt zu einer sofortigen Demotivierung der Bildungen, die sie mehr und mehr Isolierungsmerkmale annehmen läßt. Die absolute Reduktion syntaktischer Anbindung läßt es sogar zu, sich in "eigentlich" nicht zulässiger Weise auf das gesamte Wort zu beziehen. Beispiele dafür scheinen in (7) und (8) vorzuliegen. Da man sich mit Attributen ja nur auf die Zweitglieder von Komposita beziehen können soll, kann es in den beiden Fällen nur um die *Abrechnungen der Hamburger Universität von Renovierungen* bzw. die **Vergabe für öffentliche Gebäude von Aufträgen* gehen. Das ist im zweiten Fall ganz offensichtlich sinnlos: Hierbei handelt es sich aber auch nur scheinbar um ein Kompositum, in Wirklichkeit um die Nominalisierung einer Funktionsverfbügung *Aufträge vergeben*, was den Bezug auf das scheinbare Erstelement erklärt. Aber auch beim ersten Fall, wo eindeutig ein Kompositum vorliegt, geht es, wie die Bezugnahme im nächsten Satz eindeutig ausweist, ebenso um die Bezugnahme auf die *Abrechnungen für Renovierungen an der Hamburger Universität*. So kann man hier in beiden Fällen, vor allem bei (7), die Verwendung der Komposita kritisieren, da jeweils dem Erstelement eine definite statt einer

generischen Interpretation unterlegt wird. Noch eindeutiger ist in dieser Hinsicht der Fall (9): hier ist der normalerweise anzunehmende Bezug gar nicht möglich, denn, wenn ich den Text recht verstehe, geht es hier ja um den *Wert der landwirtschaftlichen Produktion* bzw. ggf. die *Wertproduktion der Landwirtschaft* und nicht um den *Wert der Landwirtschaft im Hinblick auf die Produktion*. Warum hier eine nominale Verdichtung produziert wird, die zumindest das Verständnis bremst, läßt sich wohl nur aus einer Mischung aus Streben nach Kürze, wie es sich etwa auch in Fällen wie (4) ausdrückt, und spiegeleigener Stilphilosophie erklären.

4. Folgerungen für den Verdichtungseffekt

An zwei Stellen, wo sich auf den ersten Blick die Domänen der Wortbildung in Form der *Komposition* und der *Attribution* in Form von Adjektivattribut und Genitivattribut bzw. Präpositionalattribut nahekomen, habe ich versucht, nachzuweisen, daß trotzdem erkennbare funktionale Differenzen zwischen den beiden sprachlichen Mitteln vorhanden sind. So wird im ersten Fall durch das Attribut eine Eigenschaft explizit zugeordnet, die entsprechenden Komposita nutzen dagegen die paradigmatisierende Wirkung einiger einfacher Oppositionen im Adjektivbereich zur Subklassifikation bestimmter Sachbereiche. Und dabei trat so regelmäßig im Sinne der Klassifikation Demotivation der Bedeutung ein, daß für jede praktischen Zwecke verpflichtete Grammatik die Angabe dieses Merkmals zu diesem Wortbildungsmuster gehört. Eigentlich dasselbe Verhältnis, aber durch eine Vielzahl von Faktoren verstellt, galt beim anderen behandelten Typ. Denn auch hier geht es um eine volle Integration an der unauffälligen Attributionsposition vor dem Nomen; durch das Hineinnehmen in die Benennung wird aber gleichzeitig verhindert, daß die Tiefe der Konstruktion verändert wird: ein Aspekt von Komplexität wird also zurückgedrängt. Dieses Abschneiden weiterer Bestimmungen zum einzelnen Erstelement, und damit streng genommen auch zum Zweitelement als einzelner kann als prinzipielle Idiomatisierung gedeutet werden. Folge dieses Tatbestandes ist andererseits

eine gewisse Vagheit, eine "Ungenauigkeit, die Nutzen und Nachteile bringt" - frei nach Johannes Erben -, die nun wiederum eine zusätzliche Komplizierung des Verständnisses bedeuten kann; ohnehin komplexe Verhältnisse können dadurch weiter verwirrt werden. So kann die Verständlichkeit des folgenden Textes zwar gebessert werden, wenn man sich an die Komposita als Namen für Argumentationsschritte hält, diese flachen Strukturen sind aber nicht in der Lage, die sehr stark rhematisierenden attributiven Einbettungen in einer Weise anzubinden, daß ein angemessener Grad an Gesamtverständlichkeit erreicht würde:

(10) *Im Bezugsrahmen von Systemtheorie läßt sich die in Husserls intentionaler Phänomenologie leitende Sinnhaftigkeit von Sinnkonstitution, die über einen Komplex intentionaler Operationen dem Evidenz verschafft, daß Sinn nur als Sinn Sinn ist, als Sinnhaftigkeit sinnkonstituierender Systeme für sich selbst, damit als Möglichkeit sinnhafter Selbstthematisierung dieser Systeme reorganisieren. Sinnkonstitution ist als Differenzierung auf der Ebene sinnkonstituierender Systeme als Innen/Außen-Differenzierung Konstitution eines System/ Umweltverhältnisses, von dem sich ein System und Umwelt umgreifendes Weltverhältnis relational zu der als Horizont dieser Bestimmung und Möglichkeit anderer Bestimmungen fungierenden Welt abheben kann. Doppelte Selektivität als Komplementarität verwirklichter und möglicher Selektionen konstituiert Systemgeschichte als Selektionsgeschichte in Abhängigkeit von Selektionsmöglichkeiten, damit aber die Differenz einer dem System eigenen Selektionsgeschichte gegenüber einer Weltgeschichte nichtmivollzogener Selektivität. Aus den evolutionär sich ablösenden Relationierungen der Selektionsgeschichte mit Weltgeschichte läßt sich ableiten, daß und warum in der bürgerlichen Gesellschaft Weltgeschichte theoretisch als Evolution begriffen wurde, denn der »universalhistorische Ort des Kapitalismus« ermöglichte und erforderte eine Selbstthematisierung des Gesellschaftssystems, die nicht mehr nur reaktiv die Problemproduktion revolutionärer Schübe durch Reformulierung von*

Kompatibilitätsbedingungen reduzierte, sondern die Kompatibilität von Kompatibilitätsbedingungen selbst.

Die [fettgedruckten] Komposita lassen sich hier tatsächlich als "flache" Inseln in einem aufgewühlten Meer syntaktischer Komplexität verstehen; daß sie thematische Benennungen ursprünglich rhematisch eingeführter Elemente darstellen, zeigt sich daran, daß sich an ihnen der Text einigermaßen verfolgen läßt:

<man befindet sich im> Bezugsrahmen von Systemtheorie; <dort läßt sich die Sinnhaftigkeit von> Sinnkonstitution als Selbstthematization <fassen>. Sinnkonstitution als Innen/Außen-Differenzierung <konstituiert> ein System/Umweltverhältnis, <von dem sich> ein Weltverhältnis <abheben kann>. Systemgeschichte <bedeutet in diesem Modell> Selektiongeschichte <in Abhängigkeit von> Selektionsmöglichkeiten. <Das ergibt einen Unterschied zwischen> Selektiongeschichte und Weltgeschichte. <Da sich die Relationierungen zwischen> Selektiongeschichte und Weltgeschichte <evolutionär entwickeln>, <wird> Weltgeschichte <als Evolution beschrieben>. <denn »...« verlangt> Selbstthematization des Gesellschaftssystems, <die nicht auf> Problemproduktion durch Kompatibilitätsbedingungen <reagiert>, <sondern durch> Kompatibilität von Kompatibilitätsbedingungen.

Lauter Paternosterkugeln; wie hatte von der Gabelentz gesagt: ihm scheine, "als werde durch die attributive Redeweise dem Geiste ein größeres Maß an Vorbedacht auferlegt, als durch die prädicative."

LITERATUR:

- Brinkmann, Hennig, Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. 2. neubearbeitete und erweiterte Auflage. Düsseldorf 1971.
- Bühler, Karl, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. 2. Aufl. Stuttgart 1965.
- Dederding, Hans-Martin, Wortbildung, Syntax, Text. Nominalkomposita und entsprechende syntaktische Strukturen in deutschen Patent- und Auslegungsschriften. Erlangen 1982.
- Dederding, Hans-Martin, Wortbildung und Text. Zur Textfunktion (TF) von Nominalkomposita (NK). In: ZGL 11, 1983, S. 49-64.
- Erben, Johannes, Über Nutzen und Nachteil der Ungenauigkeit des heutigen Deutsch. Mannheim usw. 1970 (= DUDEN-Beiträge 31).
- Erben, Johannes, Deutsche Grammatik. Ein Abriss. 12. Auflage München 1980.
- Erben, Johannes, Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. 2. Aufl. Berlin 1983 (= Grundlagen der Germanistik 17).
- Eroms, Hans-Werner, Zur Analyse kompakter Texte. In: Sprachwissenschaft 7, 1982, S. 329-347.
- Eroms, Hans-Werner, Funktionale Satzperspektive. Tübingen 1986 (= Germanistische Arbeitshefte 31).
- Fleischer, Wolfgang/ Michel, Georg, Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1975.
- von der Gabelentz, Georg, Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. 2. Aufl. Leipzig 1901.
- Gersbach, Bernhard/ Graf, Rainer, Wortbildung in gesprochener Sprache I. Tübingen 1984 (= IDIOMATICA 12).
- Grimm, Jacob, Über das Pedantische in der deutschen Sprache. In: Grimm, Jacob, Kleinere Schriften I. Reden und Abhandlungen. Berlin 1864, S. 327-373.
- Herbermann, Clemens-Peter, Wort, Basis, Lexem und die Grenze zwischen Lexikon und Grammatik. München 1981.
- Heringer, Hans Jürgen, Wortbildung: Sinn aus dem Chaos. In: Deutsche Sprache 12, 1984, S. 1-13.
- Heringer, Hans Jürgen, Gebt endlich die Wortbildung frei! In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 15, 1984, S. 43-53.
- Katz, Elisabeth, Zur Distribution von Kompositum und Nominalgruppe im Deutschen. Ein Beitrag zur Dimension der Apprehension. In: Seiler, Hansjakob/ Lehmann, Christian (Hg.), Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen. Teil I. Tübingen 1982, S. 112-129.
- Koenen, Elmar/ Steinbacher, Karl, Die Wahrheitsfähigkeit von Evolutionstheorien und die Evolutionsabhängigkeit von Wahrheit. Zu einigen evolutionstheoretischen Implikaten der Systemtheorie und der Gesellschaftstheorie. In: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Bd.2. Frankfurt/M. 1973, S. 92-129.
- Kürschner, Wilfried, Zur syntaktischen Beschreibung deutscher Nominalkomposita. Auf der Grundlage generativer Transformationsgrammatiken. Tübingen 1974 (= Linguistische Arbeiten 18).
- Lipka, Leonhard/ Günther, Hartmut (Hg.), Wortbildung. Darmstadt 1981 (= Wege der Forschung 564).

- Mayerthaler, Willi, Morphologische Natürlichkeit. Wiesbaden 1981 (= Linguistische Forschungen 28).
- Moskolskaja, O.I., Textgrammatik. Übersetzt und herausgegeben von Hans Zikmund. Leipzig 1984.
- Olsen, Susan, Wortbildung im Deutschen. Stuttgart 1986.
- Ortner, Hanspeter/ Ortner, Lorelies, Zur Theorie und Praxis der Kompositaforschung. Mit einer ausführlichen Bibliographie. Tübingen 1984 (= Forschungsberichte des IdS 55).
- Paul, Hermann, Deutsche Grammatik V. Halle/S. 1920.
- Paul, Hermann, Prinzipien der Sprachgeschichte. 9. Auflage Tübingen 1975 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 6) [unveränderter Nachdruck der 5. Auflage von 1920].
- von Polenz, Peter, Neue Ziele und Methoden der Wortbildungslehre. In: PBB (T) 94, 1972, S. 204-225 & 398-428.
- von Polenz, Peter, Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/ New York 1985 (= Slg. Göschen 2226).
- Posner, Roland, Ikonismus in der Syntax. Zur natürlichen Stellung der Attribute. In: Zeitschrift für Semiotik 2, 1980, S. 57-82.
- Sandig, Barbara, Stilistik der deutschen Sprache. Berlin/New York 1986 (= Slg. Göschen 2229).
- Sternkopf, Jochen, Zum Verhältnis zwischen adjektivischen Wortbildungskonstruktionen und (quasi-) äquivalenten syntaktischen Parallelformen. In: LS/ZISW/A 123, 1985, S. 1-68.
- Weinrich, Harald, Textgrammatik der französischen Sprache. Stuttgart 1982.

II. DER GENITIV ALS CONTRACTIVUS.

- Versuch einer funktionalen Sicht -

1. In einem neueren Buch über "das Menschenbild der modernen Erziehungswissenschaft" findet sich als Motto das folgende kurze Stück Text von Karl Jaspers:

(1) "Verabsolutierung eines immer partikulären Erkennens zum Ganzen einer Menschenkenntnis führt zur Verwahrlosung des Menschenbildes. Die Verwahrlosung des Menschenbildes aber führt zu Verwahrlosung des Menschen selber. Denn das Bild des Menschen, das wir für wahr halten, wird selbst ein Faktor unseres Lebens." (Meinberg 1988, S. V; alle nur mit Seitenzahl markierten Zitate stammen aus diesem Buch).

Hier ist einiges los rechts von N; zunächst:

- (1.1.) Verabsolutierung eines immer partikulären Erkennens
- (1.2.) zum Ganzen einer Menschenkenntnis
- (1.3.) Verwahrlosung des Menschenbildes
- (1.4.) Verwahrlosung des Menschen
- (1.5.) das Bild des Menschen

daneben auch

- (1.6.) Verabsolutierung ... zum Ganzen ...
- (1.7.) das Bild ..., das wir für wahr halten

Im einleitenden Text des Buches wird dann versucht, den derzeitigen Stand der Menschenbild-Diskussion zu rekapitulieren:

(2) "Sämtliche die moderne Erziehungswissenschaft beeinflussenden sozialwissenschaftlichen Theorien operieren mit festgefügten Anschauungen über das Menschsein, die sich in einem für wünschenswert erachtenden Menschenbild zusammenfügen lassen. So gesehen enthält jeder dieser Ansätze eine normative Anthropologie. Obwohl sich die Erziehungswissenschaft mehrere sozialwissenschaftliche Bezugspartner auserkoren hat und daher mannigfache Vorstellungen vom Menschen besitzt, wird tendenziell das

Bild des rationalen Menschen favorisiert, dem Vernunftmenschen, vornehmlich in Gestalt des 'Homo Sociologicus', wird eine über-
ragende Stellung beigemessen. Insofern der rationale Mensch na-
hezu durchgängig als 'heimliches' Ideal fungiert, ist es zulässig,
von dem (einen) Menschenbild der Erziehungswissenschaft zu
sprechen, wenngleich recht bunte und voneinander abweichende
Portraits dieses 'Urtypus' kursieren." (S. XIII)

Etwas später heißt es:

(3)(3.1.) "[Der Mensch/L.E.] versucht, ein Bild von sich zu ent-
werfen [...] er macht sich aber nicht nur ein Bild von sich, son-
dern [...] von der Welt überhaupt. In solchen Bildentwürfen deu-
tet er sich und legt sein Dasein aus [...] Um sich eine Gestalt ge-
ben zu können, braucht der Mensch gewisse Vorstellungen von
sich, die er dann in mehr oder minder konturierte Bilder verdich-
tet. (S. 1/2)

Letztlich wird festgestellt:

(3)(3.2) "Das menschliche Handeln bedarf zu seiner Orientierung
Menschenbilder [sic!], die [...] Funktion haben." (S. 3)

Außerdem geht es dann noch um das "Bild vom relativ selbstbestimmten Menschen", das
ein paar Zeilen weiter auch das "Bild des rationalen Menschen" heißt; in den Ausführun-
gen um ihn kommen die folgenden Nominalphrasen vor:

- (4) (4.1) *Maßnahmen zum Datenschutz*
- (4.2) *Manipulationsmöglichkeiten am Menschen*
- (4.3) *Kritik am Datenschutz*
- (4.4) *Das Bild vom total verfügbaren Menschen*

(alle S. 2/ 3).

2. Was können wir diesen Stücken aus einem Text für unseren Genitiv entnehmen: man-
cherlei. Zum ersten: er spielt offenbar bei den Möglichkeiten rechts von N eine zahlen-
mäßig wichtige und funktional herausgehobene Rolle. Für beides ist unser Kleintext (1)

ein sowohl guter wie repräsentativer Beleg, denn zahlenmäßig ist der Befund ganz klar: fünf Genitivattributen stehen lediglich zwei andere postnominale Attribute gegenüber. Und funktional ist auffällig, wie stark der Genitiv in die notwendigen, ja notwendigsten, vom nominalen Kern eröffneten Relationen eintritt. Augenfällig ist das natürlich, wo die Bindungsfähigkeit des Nomens auf eine verbale Basis zurückgeführt werden kann - nicht umsonst sind der *genitivus subiectivus* und *obiectivus* die Klassiker jeder Genitivbeschreibung: wen oder was verabsolutiert man: das Erkennen, wer oder was verwaht: der Mensch. Mehr Inhalt ist da wohl auch nicht. So mag es denn nicht verwundern, daß neutrale Ausformulierungen auch nicht so strikt syntaktisch ableitbarer Bindungen den Genitiv als Form suchen. Ein Bild enthält einen Gegenstand, er ist in leicht metaphorischem Sinn das Objekt des Bildes; das sagt der Genitiv: *das Bild des Menschen*. Das Bild des Menschen, es könnte auch einen Vorwurf haben, von dem es seine Form nimmt: *das Bild von einem Menschen*; weniger generell, weniger allgemein, deutlich "semantischer". Die unmittelbar wenig markierten Relationen, die dem Genitiv entsprechen, sind dann auch nicht zuletzt solche, die Subjektspositionen in haben-, sein- und tun-Sätzen sowie der Objektsposition in gewissen Handlungssätzen entsprechen, wobei Possessivität und Partitivität Teilaspekte der haben-Perspektive darstellen. Die Gleichsetzung wie in (1.2.) *Zum Ganzen einer Menschenerkenntnis* stellt einen Grenzfall der partitiven Relation dar. Es liegt wegen dieser eher funktionalen Bedeutung des Genitivs als solchen, der seine einzelne Farbe dann durch die Merkmale der beteiligten Lexeme erhält, nahe, daß, wie hier belegt und generell angenommen, das Genitivattribut im Normalfall so nahe wie möglich an das Bezugsnomen herantreten muß. Da der Genitiv, der ja in Attributposition auch nicht in Konkurrenz zu anderen Kasus steht, keine speziellere semantische Instruktion liefert als die gerade skizzierte, sind genauere semantische Anweisungen nur dadurch zu gewinnen, daß man die lexikalische Beschreibung von Bezugs- wie von Attributnomen in die Interpretation einbezieht. Die Nahestellung des Genitivs läßt sich dann nach einem Prinzip erklären, das sich auch für den Satz annehmen läßt, wenn man den inhaltlichen, infiniten Verbleib als Zentrum nimmt: Syntaktische gebundene Elemente

stehen näher als semantisch gebundene (s. Sommerfeldt/Starke 1988, S. 236/237 und 285/286) Hier stimmt es auf jeden Fall: in den beiden Fällen, in denen zwei postnominale Attribute angeschlossen sind, signalisiert einmal die Präposition zu Finalität, in diesem Zusammenhang eine Art 'machen zu', im anderen Fall handelt es sich um einen kaum mehr restriktiv zu verstehenden Relativsatz, der in Hinzufügung einer eigenen Prädikation so etwas wie eine Bedingung formuliert. Was man in Zusammenhängen der Satzsyntax für einen Angaben-Test hält, daß die Einfügung als vollständige Prädikation geringere syntaktische und eher semantische Bindung signalisiert, sollte auch hier gelten. Diese grundsätzliche Strukturierung, die den Genitiv nahe an das Bezugssubstantiv rückt und diese Stellung auf generelle Stellungsgesetzmäßigkeiten des Deutschen bezieht, läßt sich auch an den Beispielen für andere Attributtypen zeigen, die ich oben unter (4) aufgeführt habe. Auch wo die Form der präpositionalen Anbindung vom Bezugsnomen her gesteuert ist, sei es ziemlich strikt formal syntaktisch wie in 4.3. oder qua satzsemantischer Impliziertheit eines finalen Relators (s. Schumacher 1986, S. 21), ist der Genitiv-Anschluß die "objektivere" Variante, was sich an zweierlei sehen läßt. Zum einen lassen sich entsprechende Genitivattribute einfügen:

(4) (4.1.1.) *Maßnahmen der Regierung zum Datenschutz*

(4.3.1.) *Kritik einer Partei am Datenschutz*

Diese Genitivattribute nehmen eine Tun-Subjekt - bzw. Urheber-Relation ein. Dieses Ergebnis ist nicht weiter überraschend, interessanter ist vielleicht, was bei direkter Ersetzung geschieht:

(4) (4.1.2.) *Maßnahmen des Datenschutzes.*

(4.3.2.) *Kritik des Datenschutzes (durch eine Partei)*

Relativ einfach ist dabei der Fall (4.3.2.). Daß dabei "der Datenschutz" als eine Institution verstanden werden kann, der Kritik übt, *des Datenschutzes* somit als genitivus subjectivus, sei beiseite gelassen. Für die Funktion des Genitivs ist ja vor allem die Alternanz mit anderen sprachlichen Mitteln erhellend: beim Wechsel von *an* zum Genitiv im Objekts-Verständnis ergibt sich ein Fokussierungseffekt, der in anderen Zusammen-

hängen gut beschrieben ist, etwa als Folge der *be*-Präfigierung bei Verben (s. Eroms 1980; 1987);

(5) (5.1.) *Der Professor spricht in seinem Vortrag über den Genitiv.*

(5.2.) *Der Professor bespricht in seinem Vortrag den Genitiv.*

Der Effekt ist offenkundig ganz analog zu:

(5.3.) *[Er berichtet über die] Kritik einer Partei am Datenschutz*

(5.4.) *[...] Kritik des Datenschutzes durch eine Partei.*

Auch hier geht es ja um eine passivähnliche Konverse. Wobei der häufig mit der Fokussierung auf das Objekt der Handlung verbundene Effekt einer holistischen Interpretation schon bei (5.2.) als mehr noch bei (5.4.) das Verständnis erschwert.

Der Unterschied zwischen direkter Objektsfokussierung im Genitiv und partieller Fokussierung durch *an* wird auch deutlich an dem noch eine Stufe kompakteren Beispiel:

(4.2.1.) *Manipulationsmöglichkeiten des Menschen.*

Diese Phrase mit dem Genitiv impliziert zweifellos, daß der Mensch das direkte Ziel der Möglichkeit zu manipulieren ist, die Originalformulierung mit *an* legt nahe, daß man etwas am Menschen machen kann. Die Akzeptabilität der Genitivkonstruktion mag etwas in Frage stehen, da durch die Komposition ja die Rektion von *Manipulation* abgeschnitten wird, so daß man den eher punktuellen und semantisch fundierten aber nicht sehr deutlichen bezug von *an* eher bereit ist, auf das Gesamtsubstantiv zu beziehen als den Genitiv, bei dem zwei Konstruktionstypen einander widerstreiten.

Denn

(4.2.2.) *Möglichkeit des Menschen*

würde man eher als Subjektivus lesen

(4.2.3.) *Manipulation des Menschen*

als Objektivus. Der präpositionale Anschluß mag auch ein Weg aus diesem Dilemma sein.

Komplizierter ist der Fall (4.1.1.) im Vergleich mit (4.1.2.). Wenn man den Genitiv akzeptiert, wird er eher als eine Art Bereichsangabe verstanden - wenn man so will als Ent-

sprechung eines Objektivus bei Nomina, die auch in einer denkbaren Verbalisierung keine reine Objektkategorie zulassen. Das mag man bestätigt finden, wenn man die Anbindungsmöglichkeiten für denkbare Urheber rekonstruiert

(5.5.) *Maßnahmen des Datenschutzes durch die Regierung*

(5.6.) *Maßnahmen des Datenschutzes von seiten der Regierung*

Die Präposition *von seiten* kann analog zu den gerade vorgelegten Überlegungen als Bereichs-Markierung im Ursprungs-Bereich angesehen werden.

Das ebenso vielschichtige Verhältnis zwischen Genitiv und *von*-Phrase soll hier nicht zu ausführlich behandelt werden. In einer gewissen Vergröberung soll lediglich auf den Punkt eingegangen werden, daß ja die *von*-Phrasen oft als "Genitiversatz" (Heringer 1989, S. 232) betrachtet werden, damit möglicherweise als Beleg für den Weg von synthetischen zu analytischen Mustern, die ja das Deutsche überhaupt auszeichnet. Man sollte, glaube ich, hier allerdings einiges unterscheiden. Unser obiges Beispiel scheint noch am ehesten ein Beleg für die Ersetz- und möglicherweise Ablösungsfunktion der *von*-Form zu sein, noch dazu, wo sich in unmittelbarer Umgebung des oben zitierten Belegs eine fast völlige Parallele vergleichbaren Inhalts findet

(4) (4.5.) *das Bild des rationalen Menschen* (S. XII)

(4.6.) *das Bild vom relativ selbstbestimmten Menschen* (S. 3)

d.h. entsprechend auch:

(4.4.1.) *das Bild vom total verfügbaren Menschen*

(4.4.2.) *das Bild des relativ verfügbaren Menschen*

Da es hier offenbar nicht wie in einigen anderen Fällen formale Bedingungen des Deutschen gibt, die eine synthetischen Genitivkonstruktion nicht erlauben würden, sind das die Fälle, bei denen man am ehesten einen funktionalen Unterschied feststellen können müßte. Gemäß dem, was oben schon ausgeführt wurde, sollte der reine Genitiv die unmittelbare Fokussierung bewirken, *von* eine leichte Verschiebung, eine in gewisser Weise gebrochene Fokussierung. Das mag sich je nach der Bedeutung der einzelnen

Lexeme unterschiedlich ausprägen. So gibt es dieses Nebeneinander in stilistisch neutraler Weise offenkundig bei einer Reihe von Darstellungssubstantiven wie *Bild*, *Geschichte*, *Vorstellung* usw., vgl.:

(6) (6.1.) *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*.

(6.2.) *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl*.

In den Titeln des Romans von Sophie de la Roche und in Brentanos Novelle spiegelt sich auch, daß man *etwas* und *von etwas* erzählen kann, wobei das *Etwas*, der Genitiv Vollständigkeit und Abgeschlossenheit andeutet, das *von* von einer Geschichte und ihrem Thema redet. So daß hier vielleicht zuguterletzt das Wort *Geschichte* nicht das gleiche bedeuten kann. Dies sei nur als Andeutung genommen, daß das Nebeneinander von Genitiv und *von* in den echten stilistisch neutralen Konkurrenzfällen tendenziell der Genitiv-Präposition-Unterscheidung folgt, wenn die Verwendungsunterschiede auch nicht immer ganz klar sein mögen.

In den meisten anderen schriftsprachlich akzeptablen Fällen der Verwendung von *von*, ergänzt es, als inhaltlich neutrale Präposition das Genitivparadigma, etwa bei Bedarf an indefiniten Genitiven nicht zählbarer Nomina:

(7) (7.1.) *Die Förderung von Kohle* (vgl. Heringer 1989, S. 232)

Manchmal mögen diese Ersetzungen eher performanzbedingt sein, etwa, wenn Schwierigkeiten mit der formalen Vielfalt des synthetischen Genitivs zum Ausweichen in die leichter parallel zu haltende *von*-Konstruktion verleiten:

(7.2.) *dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, von Freiheit und Zwang, von Ich und Anderem, von Entfremdung und Identität, von Zerrissenheit und Versöhnung, von Körper und Geist, von Natur und Geschichte, von Sein und Schein* (S. XIII).

Vor allem bei den Partitiven ist der stilistische Unterschied außerordentlich deutlich:

(7.3.) *eine kleine Gruppe Gelehrter* (S. 3)

klingt einigermaßen gewählt und steht auch von zwei Seiten her unter stilistischem Druck:

(7.4.) (7.4.1.) *eine kleine Gruppe Gelehrte*(7.4.2.) *eine kleine Gruppe von Gelehrten*

Für unseren Bedarf mag es genügen, festzuhalten, daß sich, bedingt durch Umschichtungen im kasuellen wie im präpositionalen System des Deutschen eine Umparadigmatisierung des substantivischen Attributbereichs ergeben hat. Man kann die Überschneidungen wie die stilistischen Differenzierungen womöglich als Signale eines partienweise instabilen Zustandes lesen. Wichtig ist aber, daß der Genitiv eine Gruppe unmarkierter Verwendungsweisen vereint, die sich nicht unmittelbar von der ehemaligen und resthaft erhaltenen Funktion als Objektkasus ableiten lassen. Das kann man selbst für den Fall des sogenannten partitiven Genitivs sagen, wo auf den ersten Blick Berührungspunkte zwischen Objekts- und Attributgenitiv vorliegen. Auch hier signalisiert aber der attributive Genitiv zunächst Abhängigkeit vom Bezugssubstantiv, die Partitivität steckt in der Bedeutung der Bezugssubstantive und nicht mehr, wie ehemals, unmittelbar im Genitiv:

- (8) (8.1.) *der hette dir uze sime lande der thurin wigande gesendit* Ro 1768

(Paul/Wiehl/Grosse §362)

- (8.2.) *der hatte dir aus seinem Land eine Menge edler Kämpfer geschickt.*

In der neuhochdeutschen Ungefähr-Entsprechung steckt die Partitivität in *Menge*, im mittelhochdeutschen Original im Genitiv.

3. Für eine Gesamteinschätzung des Genitivs scheint mir wichtig zu sein, seine historische Entwicklung funktional zu lesen. Sie liegt einerseits in der Richtung einer der Konstanten der deutschen Sprachgeschichte, die Stefan Sonderegger namhaft gemacht hat, zeigt dann aber durchaus eine Besonderheit. Als *communis opinio* kann man konstatieren, daß auf Satzgliedebeane von einem Rückgang der Genitivverwendung auszugehen ist. Als Objektkasus konnte er ursprünglich vielleicht als eine Möglichkeit verstanden werden, die Reliefgebung im Verhältnis zur Verwendung des Akkusativs zu verschieben. (vgl. Donhauser 1990). Davon lassen sich auch die adverbialen und partitiven Verwendungen ableiten, von denen im Zusammenhang mit dem Mittelhochdeutschen oben be-

reits die Rede war. Man kann wohl ohne allzugroße Gefahr auch feststellen, daß der Endsilbenabschwächung genannte Vorgang als ursächlich dafür angesehen werden kann, daß und in welcher Weise sich die Umgestaltung des deutschen Kasussystems vollzieht. Sonderegger hat das einleuchtend geschildert. Das Deutsche tendiert dazu, die Informationen in der Flexion umzuverteilen. Der gesamte, insgesamt wohlbekannte Prozeß, ist für uns hier nur insoweit von Wichtigkeit, als die Kasusmarkierungen bekanntlich tendenziell präeterminierend im Artikel auftauchen, während der ursprüngliche Platz der Endungs-Flexion im Sinn der Numerus-Differenzierung umsystematisiert wurde. Im Übereinander dieser Entwicklungslinien fällt der Genitiv in zweierlei Weise aus der Reihe. Gerade im Lichte der Funktionsverteilung zwischen Prä- und Postflexion ist die deutlich sichtbarste Form des Genitivs, das -s des starken Maskulinums und Neutrums, eindeutig übermarkiert. Ein solcher Grad an Auffälligkeit fällt im Objektbereich aus der Reihe und ist in diesem System unnötig, noch dazu, wo auch das -s als Pluralmarkierung systemgemäß zunimmt. Im Gegensatz dazu ist in der Deklination des schwachen Femininums die Differenz nicht in ausreichendem Ausmaße gekennzeichnet, bekanntlich unterscheiden sich die Genitiv- und die Dativform in diesem Paradigma nicht. Beide Punkte sind in der Nominalgruppe, beim Genitivattribut entweder unschädlich oder gar erwünscht. Unschädlich, insofern ein Dativ an dieser Stelle ohnehin nicht vorkommt. Andererseits ist im aufgewühlten Meere der attributiven Komplexität eine deutliche Abhängigkeitsmarkierung sinnvoll, die keine weitere inhaltliche Instruktionsleistung gibt. Wie Jean-Paul Confais 1990 auf der Nominalgruppen-Tagung in Nizza ausgeführt hat, würde diese Interpretation des -s als eines Junktors, wie man mit Harald Weinrich sagen könnte, es erlauben, möglicherweise weitere Fälle von Abhängigkeitsmarkierung zu erklären. Damit ist aber der Genitiv aus der normalen Paradigmatik der Kasus genommen, er steht neben den Präpositionen, vielleicht auch neben Fugenelementen und ähnlichen Unterordnungszeichen des semantisch unmarkierten Typs. Offen gesagt, würde ich dagegen die gern in Trendbeschreibungen zum heutigen Deutsch aufgenommene Tendenz zum Weglassen des Genitiv-s in manchen Fällen für weniger wichtig ansehen.

4. Vom jetzigen neuhochdeutschen Zustand ausgehend scheint es daher nicht besonders sinnvoll, ohne Berücksichtigung der einheitlichen Funktion, den Genitiv nur über die Menge der möglichen semantischen Relationen zu definieren. Den Genitiv in der üblichen Weise danach zu gruppieren, das scheint mir der zweite Schritt zu sein. Damit sind wir ganz in der Nähe einer Position angelangt, die für die Nominalkomposition zumindest seit Mitte der 80er Jahre ausführlich diskutiert wird (vgl. Heringer 1984). Coseriu hatte schon 1977 festgestellt, daß die aus den Teilen rekonstruierbare Bedeutung eines komplexen Wortes, etwa eines Substantivkompositums A+B bedeute nicht mehr als 'B, das mit A zu tun hat'. Auch bei der Beschreibung der Wortbildung sind die Konsequenzen, die man aus solch einer Feststellung zu ziehen hat, ziemlich umstritten. Beim Genitiv wäre eine solche Feststellung auf jeden Fall deshalb schon zu weitgehend, weil, wie andeutungsweise aufgezeigt, das Genitivattribut zumindest im Paradigma der anderen substantivischen, d.h. der präpositionalen Attribute steht, wodurch bestimmte Bedeutungen für den Genitiv ausgeschlossen sind - es fallen so praktisch alle adverbialen Varianten für den Genitiv weg. [Für den Genitivus Qualitatis würde ich im Anschluß an die Argumentation von Engel eine Art lexikalischer Lösung suchen, s. Engel 1988, S. 614.] Der Genitiv signalisiert zunächst einmal syntaktischen Attributstatus. Von den Relationen, die von den jeweiligen Bezugsnomina eröffnet bzw. zumindest nicht ausgeschlossen werden, werden ihm die zugeordnet, die sich mit der Subjekts- und Objektskategorie im Satz vergleichen lassen bzw. in allgemeinerer Weise eine Zugehörigkeit ausdrücken. Die Subjektskategorie läßt sich als ein TUN-, ein HABEN/ENTHALTENSEIN- und ein SEIN-Subjekt ausdifferenzieren. Die Wahl der Objektskategorie ist offenkundig von der Fokussierbarkeit des jeweiligen Elements abhängig. Da zudem die Attribution Dinge zuläßt, die in der Prädikation nur schwer nachzumachen sind, ist eine allgemeine Zugehörigkeits- und Bereichsangabe vorzusehen.

Aus dieser Beschreibung und den historischen Anmerkungen, die oben gemacht wurden, ergibt sich unter anderem, daß der Genitiv nicht (mehr) in der Paradigmatik der anderen

Kasus steht. Die Titelformulierung dieses Beitrags steht dafür, daß dieser Gedanke nicht neu ist. Karl Philipp Moritz, zweifellos bekannter als Autor des Romans *Anton Reiser*, hat in seinen sprachwissenschaftlichen Schriften ein funktionales Kasussystem für das Deutsche entwickelt, in dem der Genitiv, dessen "wahres Wesen bloß in der Verkürzung" (Moritz 1798, S. 76) liegt, als *Contractiv* geführt wird. Die angesprochene Verkürzung bestehe darin, daß durch den Genitiv ausgedrückt werde, es gehe an der jeweiligen Stelle um eine implizite Prädikation, die an ein Element der satzkonstituierenden Prädikation gefügt werde:

"Nehmen Sie folgendes Beispiel: **der Gärtner des Grafen umgräbt den Garten des Grafen mit der Schaufel des Nachbars.** Setzen Sie nun den Fall, daß Sie die Endigung des Grafen anstatt: der Graf, gar nicht wüßten, oder, welches einerlei ist, daß Sie keinen Genitiv hätten. [...] wenn Sie verständlich reden wollten, müßten Sie sich etwas weitläufiger erklären, und sagen: **der Gärtner, welchen sich der Graf hält, umgräbt den Garten, welchen der Graf besitzt, mit der Schaufel, welche dem Nachbar gehört**" (Moritz 1798, S. 73/74).

Ganz eindeutig die Verdichtung in Form des HABEN-Subjekt-Typs, wobei nebenher ganz hübsch gezeigt wird, daß es nicht darum geht, eine bestimmte verbale Formulierung zu komprimieren, solange sie nur mit dem gemeinten Subjekt-Typ kompatibel ist.

5. Wenn hier nun Kompaktheit erzeugt wird, müßte sich die spezifische Funktion des Genitivs im Vergleich mit ähnlich kompakten, aber auch mit systematisch gestreckteren Konstruktionen zeigen lassen. Im Kern wären dazu zwei Fragen zu beantworten: erstens, gibt es einen systematisch nutzbaren Bezug zu entsprechenden expliziten Prädikationen; zweitens, wie steht die Rechts-von-N-Verdichtung Genitiv zur linken N-internen Verdichtung Kompositum? Gerade die zweite Frage wird uns in mancherlei Hinsicht nahegelegt, daher sei ihrem textgrammatischen Erkenntniswert noch etwas nachgegangen. Bei Ulrich Engel heißt es zu diesem Problem:

"Oft wird der Genitivus subjectivus auch durch das Bestimmungswort eines Kompositums wiedergegeben:

<i>Reise des Papstes</i>	-	<i>Papstreise</i>
<i>Eroberungen der Wikinger</i>	-	<i>Wikingereroberungen</i>
<i>Übersetzung Luthers</i>	-	<i>Lutherübersetzung</i> "

(Engel 1988, S. 619).

und ganz entsprechend eine Seite weiter:

"Oft entspricht der Genitivus objectivus auch dem Bestimmungswort eines Kompositums:

<i>Förderung der Kohle</i>	-	<i>Kohleförderung</i>
<i>Wahl des Papstes</i>	-	<i>Papstwahl</i>
<i>Züchter von Ziegen</i>	-	<i>Ziegenzüchter</i> "

(Engel 1988, S. 620)

In beiden Fällen wird dann noch vor der "leichtfertigen Bildung und Verwendung dieser Komposita" gewarnt, da sie auch anderen Mustern als den angegebenen folgen könnten, was eigentlich nicht so furchtbar gefährlich erscheint. Viel interessanter scheint mir zu sein, was denn eigentlich die beiden Konstruktionstypen trennt, wenn sie offenbar im Grad der Kompaktheit so nahe beieinanderliegen. Im Sinn des Themas dieser Tagung ("Rechts von N") wäre zu allererst zu sagen, daß beim Kompositum das bestimmende Element nicht rechts von N steht, die Determinationsrichtung ist im Vergleich zum Genitivattribut umgekehrt. Da es immer empfehlenswert ist, formale Unterschiede bis zum Beweis der Unerheblichkeit ernstzunehmen, sollte auch diese Verschiedenheit etwas bedeuten. Es handelt sich zunächst, wie das schon erwähnte Kompositum *Manipulationsmöglichkeit* beiläufig zeigen könnte, doch um eine andere Stufe von Kompaktheit. Im Unterschied zur Attribution, die eine syntaktische Beziehung herstellt, durch den Genitiv syntaktische Hierarchie, Tiefe in der Konstruktion schafft, ist das Kompositum ein Mittel, syntaktische Tieferstufung zu vermeiden, es ist eine flache Konstruktion. Die syntaktischen Beziehungen vor allem des Vorderglieds sind

weitgehend gekappt. Daß das Kompositum keinen syntaktischen Zusammenbindungstyp darstellt, kann man daran sehen, daß nicht nur die genitivischen, sondern auch die präpositionalen Relationen unter den postnuklearen Attributen gleichermaßen als Erstglied von Komposita erscheinen. Die syntaktische Neutralisierung der Einzelelemente des Kompositums hat ihr semantisches Äquivalent in der Tendenz zur Verabsolutierung, Terminologisierung der Bedeutung durch die Generalisierung der angelegten, aber wie gesagt gekappten syntaktischen Anbindungsmöglichkeiten. Komposita sind tendenziell klassenbildend. Das Vorderglied der Komposita steht, was dazu paßt, an einer Stelle, die eher für thematische Elemente paßt.

Dagegen ergibt die syntaktische Gliederung durch das Genitivattribut syntaktische Tiefe, das im Genitiv stehende Substantiv behält seine syntaktischen Anschlußmöglichkeiten, es bleibt für weitere Bezüge offen. Postnukleare Elemente sind zudem eher rhematisch, dadurch ist es auch besser möglich, das Bezugsnomen allein zum Thema zu machen. Auch hier für bietet Text (1) ein schönes Beispiel; hier wird durchgehend vom *Weltbild* gesprochen, also in Form des Kompositums. Im letzten Satz aber soll, zur Erklärung und Begründung der unmittelbar nicht so einleuchtenden Aussage des zweiten Satzes, daß das *Menschenbild* nicht etwas dem Menschen Äußerliches sei. Zu diesem Zweck wird eine Formulierung gewählt, die eindeutig das *Bild* zum Ausgangspunkt des Satzes macht: die postnuklearen Attribute *des Menschen* und *das wir für wahr halten* sind eine Art rhematischer Explikation dessen, was in terminologisierter Form in *Menschenbild* enthalten ist. Ein Blick auf die einen etwas ausführlicheren Zusammenhang darbietenden Textstücke (2) und (3.1.) mag diese Aussagen nochmals verdeutlichen und präzisieren helfen.

Festgefaßte *Anschauungen über den Menschen* lassen sich zu einem wünschenswerten *Menschenbild* zusammenfassen. Als Norm erscheint *das Bild des rationalen Menschen, dem Vernunftmenschen in Gestalt des "Homo Sociologicus"*. Der rationale Mensch ist das Ideal. Das ist das *Menschenbild* der Erziehungswissenschaft trotz verschiedener *Porträts dieses Urryps*.

Der ganze Text handelt von Sachen, die mit den folgenden Wörtern in Isotopienetze gefangen sind: *Anschauung, Bild -bild, Ideal, Porträt; Mensch, Anthropologie, Homo* bzw. *Urtyp; rational* bzw. *Vernunft*. Erkennbar wird in verschiedenen Näherungen, die in (3.1.) noch weiter "gestreckt" werden, versucht, den Terminus *Menschenbild* (der Erziehungswissenschaft) in die ihn stützenden Prädikationen zu zerlegen. *Anschauungen* ist in diesem Zusammenhang gewählt als ein Wort für 'Meinungen', das die optische Bildebene mit dem Explanandum *Bild* teilt. *Anschauungen über den Menschen* ist entsprechend als Thema-Angabe inhaltlich gekennzeichnet, nicht als ein objektorientiertes (Genitiv-)Attribut formuliert. *Anschauung des Menschen* müßte wohl die Anschauung wörtlicher nehmen, um die durch den Genitiv nahegelegte holistische Interpretation zu ermöglichen. Aus normativ bewerteten Anschauungen setzt sich das zusammen, was der Text *Weltbild* nennt (darum spielt der ganze Text (3.1.)). Die Norm präferiert das *Bild des rationalen Menschen*, der nun wieder offenbar derselbe ist, wie der *Vernunftmensch* bestimmter soziologischer Schulen. *Des rationalen Menschen* als Genitiv erlaubt es hier, an erster Stelle von dem *Bild* zu sprechen und in erläuternder (rhematischer) Weise einzuführen, was in der Apposition *Vernunftmensch* in anderer Weise terminologisiert nachgetragen wird. *In Gestalt des Homo Sociologicus* scheint dann übrigens ein Genitiv zu sein, der meinen Vereinfachungstendenzen zu widersprechen scheint. Tatsächlich würde ich aber *in Gestalt des/von* als etwas erklären, was man als Analogon sogenannter Halbaffixe im Wortbildungsbereich ansehen könnte. Eigentlich läßt sich die Konstruktion auf einen Genitivus subjectivus des HABEN-Typs zurückführen, nur sind die Schwerpunkte stark verschoben. Es geht nicht um eine *Gestalt*, sondern um den *Homo Sociologicus*, genauer das Bild des Menschen *als Homo Sociologicus*. Im Gegensatz zur Junktion nur mit der Vergleichspartikel *als* führt *in Gestalt von* als eine Junktion, die entfernt noch etwas Anschauliches evoziert, die Isotopieebene des Optischen weiter - eine Art Halbpräposition. Nochmals wird dann zuguterletzt zur Erläuterung der *Kompositums* eine weitere prädikative Auflösung versucht - mit *Ideal* als *Bild*-Entsprechung -, während das

Wörtlichnehmen der Bild-Metapher im rhetorischen Abschluß nur in den benennend-erläuternden Weise des Genitiv-Attributs verstanden werden kann.

6. Es sei hier abgebrochen: es wurde deutlich, daß gegenüber dem holistisch-benennenden Zugriff des Kompositums der Genitiv die Möglichkeit bietet, eine bereits verdichtete, aber noch erklärende und in Einzelheiten ausbaufähige Benennung zu schaffen. Die solcherart rhematischen Wünschen offenstehende Anbindungsfähigkeit des Genitivs im Verbund mit einer im ersten Schritt sehr allgemeinen und neutralen inhaltlichen Charakteristik sind es dann auch, die das Genitivattribut gerade für wissenschaftliche Texte interessant macht. In einer etwas kühnen Übertragung könnte man den Genitiv als den Nominativ und Akkusativ des nominalen Bereichs bezeichnen.

Da die inhaltliche Neutralität des Genitivs, die Funktion, eine zunächst inhaltlich nur relativ vage bestimmte attributive Funktion zu signalisieren, den Charakter den Genitivs prägt, scheint es mir nötig, dieses Merkmal gegenüber den anders kodierenden präpositionalen Attributen hervorzuheben und das als einheitliche Bedeutung des Genitivs zu konstatieren, bevor man die lexikalisch bedingte Gruppenbildung innerhalb der Genitive beschreibt.

LITERATUR:

- Admoni, W., 1990. Historische Syntax des Deutschen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Coseriu, E., 1977. Inhaltliche Wortbildungslehre (am Beispiel des Typs "coupe-papier"). In: Brekle, H.E./Kastovsky, D. (Hg.), 1977. Perspektiven der Wortbildungsforschung. Bonn: Bouvier, 48-61.
- Donhauser, K., 1990. Moderne Kasuskonzeptionen und die Kasussetzung im Althochdeutschen. Überlegungen zur Stellung des Objektsgenitivs im Althochdeutschen. In: Betten, A., (Hg.), 1990. Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 98-112.
- Eisenberg, P., 1989. Grundriß der deutschen Grammatik. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Metzler.
- Engel, U., 1988. Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos.
- Eroms, H.-W., 1980. Be-Verb und Präpositionalphrase. Ein Beitrag zur Grammatik der deutschen Verbalpräfixe. Heidelberg: Winter.
- Eroms, H.-W., 1987. "Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht". Bemerkungen zu den verbalen Präfixen in der Wortbildung. In: Asbach-Schnitker, B./Roggenhofer, J., (Hg.), 1987. Neuere Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik. Tübingen: Narr, 109-122.
- Glück, H./Sauer, W.W., 1990. Gegenwartsdeutsch. Stuttgart: Metzler.
- Heringer, H.-J., 1984. Gebt endlich die Wortbildung frei! Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 53. 43-53.
- Heringer, H.-J. 1989. Grammatik und Stil. Praktische Grammatik des Deutschen. Frankfurt/M.: Cornelsen-Hirschgraben.
- Lauterbach, St., 1991. Genitiv, Komposition und Präpositionalattribut - zum System nominaler Relationen. Diss. masch. München: LMU <erscheint 1992 Tübingen: Max Niemeyer Verlag>.
- Meinberg, E., 1988. Das Menschenbild der modernen Erziehungswissenschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Moritz, K.Ph., 1798. Vom Unterschiede des Accusativs und Dativs. Berlin: Arnold Weyer.
- Paul, H./Wiehl, P./Grosse, S., 1989. Mittelhochdeutsche Grammatik. 23. Auflage. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Schumacher, H., 1986. Verben in Feldern. Berlin: de Gruyter.
- Sommerfeldt, K.E./Starke, G. 1988. Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Sonderegger, St. 1979. Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Berlin: de Gruyter.
- Weinrich, H., 1985. Für eine nichtaristotelische Theorie der Aktiv-Passiv-Diathese in der deutschen Sprache. In: Koller, E./Moser, H., (Hg.), 1985. Studien zur deutschen Grammatik. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität, 357-374.

III. VON DER EINFACHEN DARSTELLUNG KOMPLEXER VERHÄLTNISSE.

- Zur Kategorie ANGABE in einer Valenzgrammatik des Deutschen -

1. LEXIKALISCHE UND TEXTUELLE VALENZ

Valenzgrammatiken sind - im Prinzip - einfache Grammatiken. Sie kennen klassischerweise nur drei Arten von Satzgliedern: es gibt Prädikate, die Leerstellen um sich eröffnen, es gibt die konstitutiven Mitspieler dieses Prädikats, die sogenannten Ergänzungen und es gibt letztlich jene Elemente, die begleitende Umstände verschiedener Art angeben, die sogenannten Angaben. Dabei sind diese Prädikate zudem nicht irgendwelche Prädikate oder gar ein geheimnisvolles Prädikat als solches, vielmehr handelt es sich bei diesen Prädikaten, sollen sie für eine valenzgrammatische Beschreibung interessant sein, um Gruppen von Verben und ähnlichen Relatoren, die ein ähnliches Valenzgefüge um sich aufbauen, deren Wertigkeit gleich, ähnlich oder irgendwie vergleichbar ist. Diese Verwandtschaft der Wertigkeiten ist nun zudem eine, die natürlich auf syntaktisch-formalem Gebiet ablesbar ist, jedoch einen vergleichsweise direkten Rückschluß auf semantische Verhältnisse erlaubt. Denn für einen Valenzgrammatiker ist ein Verb - als der Prototyp eines Prädikats - etwas, was Ordnung nicht nur in Sätze, sondern in die Welt bringt. Ein bestimmtes Verb wählen, heißt eine bestimmte Präsentationsweise wählen, "ein Verb, das ist so," hat Hans-Jürgen Heringer diesen Tatbestand formuliert, "wie wenn man in einem dunklen Raum das Licht anknipst. Mit einem Schlag ist die Szene da" (Heringer 1984, S.49). Und auf einen Blick wissen wir, von welcher Art die dargestellte Szene sein soll, wer mitspielt, und welche Beteiligten und Elemente dazu da sind, die Begleitumstände sichtbar zu machen.

Wenn das stimmt, dann ist die Kenntnis der Valenz eines Verbs ein Mittel, um verstehen zu können, worum es in einem Text geht, wie er seine Sachverhalte präsentiert, ja, was

für ein Text es ist. Somit wäre eigentlich die übliche Herangehensweise an valenzgrammatische Fragestellungen eher umgedreht, die sonst als primär gesetzten Ausführungen über die formale Valenz sind jetzt eher ein Hilfsmittel, das auf einer zweiten Stufe eingreift, erst, wenn es nicht gelingt, aus dem Verb und seiner Umgebung holistisch und eher synthetisch das Bild der Szene zu verstehen, wird analysierend weitergegangen. Auf dieser zweiten Ebene wird dann auch notfalls ein Einzelfall die Frage gestellt und aus dem Textzusammenhang geklärt, welche Satzglieder als Protagonisten in den vorgestellten Szenen agieren und welche eher im Hintergrund stehen, Umgebungsinformation liefern. Diese Abgrenzung stellt zweifellos ein Problem dar, und sie hat ganze Berge von Literatur produziert. Allein schon ein Blick über von Helmut Schumacher in der 2. Auflage seiner Valenzbibliographie unter den Stichwörtern *Angabe* und *Ergänzung* zusammengetragenen Titel erweist den Umfang wie den aporischen Charakter dieser Diskussion.

Es sind zwei extreme Lösungen des Problems denkbar, und sie werden in neuerer Zeit nun auch vertreten. Harald Weinrich schlägt vor, die Unterschiede in der Form der verschiedenen Satzglieder ernster zu nehmen, als das bisher geschieht, und dafür die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben überhaupt sein zu lassen. Helmut Schumacher in seinem Valenzwörterbuch "Verben in Feldern" dagegen versucht, zu differenzierteren Kriterien der Unterscheidung - vor allem dem der Impliziertheit vom Verballexem - zu kommen: er kommt solcherart zu einer Vielzahl von schwierig entscheidbaren Fällen, d.h. zu vielen weglassbaren Ergänzungen. Damit ist aber der didaktische Reiz einer valenzgrammatischen Analyse gefährdet, die nicht zuletzt aufgrund ihrer relativen Einfachheit zu einem vieldiskutierten Modell geworden ist.¹

Einen Teil dieses Erfolges kann man auf Konto der Tatsache rechnen, daß man Kernbereiche der valenzgrammatischen Beschreibung als Explikation impliziter Erkenntnisse traditioneller Grammatiken verstehen kann. Es geht dabei insonderheit darum, daß in der

1 Siehe dazu die 445 Einträge zum Stichwort *Deutsch als Fremdsprache* in der bereits erwähnte Bibliographie von Schumacher, die insgesamt 2377 Titel umfaßt, d.h. etwa jeder fünfte Teil beschäftigt sich mit DaF

als grundlegend angesehenen Dependenzbeziehung die Rektion der traditionellen Grammatik aufgenommen, systematisiert und allerdings auch erweitert wird. Hierbei ergeben sich ganz offenkundig Generalisierungsschwierigkeiten, die allerdings bei anderen Sprachen wie dem Englischen oder Französischen eher noch größer sind als beim Deutschen. Man kann traditionelle Grammatiken vielleicht wirklich ohne allzusehr modern-parallaxischen Blick als Wortarten- und Rektionsgrammatiken beschreiben. Phänomene der syntaktischen Strukturierung spielen in diesem Konzept keine eigenständige Rolle - allenfalls in der weit in die Grammatik ausgreifenden rhetorischen Tradition. Kohärenz, die die Wortebene überschreitet, kann nur als Rektions- und Kongruenzerscheinung beschrieben werden. Das Muster dieses Typs von Beschreibung ist von der Grammatik der klassischen Sprachen, insbesondere der Lateingrammatik, genommen: aufgrund der stark flexivischen Struktur dieser Sprachen treten andere Kennzeichnungsmöglichkeiten wie vor allem die Wortstellung in den Hintergrund, die in Sprachen wie dem Englischen zur Identifikation vor allem des Subjekts genutzt werden. Unter diesem Aspekt - ausgebaute Flexion und weithin freie Wortstellung - sind syntaktische Strukturierungsmodelle allenfalls als Rektionstypen beschreibbar. Dabei sind zudem offenbar die Kongruenzbeziehungen, die auf der gleichen kategorialen Ebene bleiben, weniger interessant, da auf der Ebene der Prädikation, die durch die eingemischte logische Tradition ja immer interessant bleibt, nicht erklärungs mächtig genug - wenn auch die Subjekt-Prädikat-Teilung nicht zuletzt als der Versuch begriffen werden kann, auch den Satz auf eine Kongruenzbeziehung zurückzuführen. Demgegenüber liegt in der reinen Wortartengrammatik eher der Kern dafür, auch Kongruenz als eine Art von Rektion und das hieße modern wohl, dependentiell zu beschreiben. Besonders auffällig bleiben aber unter diesem Aspekt auf jeden Fall zwei explizit markierte Rektions-Beziehungen: die Verb- und die Präpositionalrektion, d.h. also die Bestimmungs-Beziehung zwischen dem Verb und den von ihm regierten kasuell markierten Substantiven sowie die zwischen der Präposition und dem von ihr regierten Substantiv. Dabei versucht die traditionelle Grammatik - zum Teil tatsächlich auf etwas einfältige Weise, zum Teil mutwillig mißverstanden - einen der

beiden auffälligen Unterschiede zwischen diesen beiden Bestimmungstypen hinwegzuinterpretieren. Überraschenderweise geht dieser Interpretationsversuch einen strikt strukturalistischen Weg, nämlich den, jeder Form wo irgend möglich auch eine einzige Bedeutung zuzuordnen: und so kommt es eben zur Deutung der Kasus-Terminologie, den 'Nenn-Fall' Nominativ, den 'Ursprungs-Fall' Genetiv, den 'Gebe-Fall' Dativ, den 'Anklage-Fall' Akkusativ, dazu den 'Aufruf'-Fall Vokativ und den 'Wegnehm-Fall' Ablativ.

Gerade die Existenz des letzten Falles führt dazu, daß für das Lateinische die Abgrenzung von Ergänzungen und Angaben auf semantischer Basis relativ gut funktioniert: die Unterscheidungen von kasueller Rektion und präpositionaler Junktion sowie von Aktanten oder Ergänzungen und Circumstanten oder Angaben fallen weithin miteinander zusammen. Nicht umsonst erfreut sich der Ablativ bis weit ins 18. Jahrhundert hinein auch in der Grammatikographie des Deutschen einer unglaublichen Beliebtheit².

Die prinzipiellen Schwierigkeiten ergeben sich da, wo durch den Kasus-Zustand des Neuhochdeutschen ursprünglich 'ablativische' Funktionen nur mehr mittels der präpositionalen Junktion anschließen lassen, bzw. wo andererseits die Junktion ihr eigentliches Charakteristikum, die inhaltliche Füllung des Anschlusses, verloren hat und nur noch als eine Art von markierterer Kasusauszeichnung gelten kann. Wenn Harald Weinrich vorschlägt, den Objekts-Genetiv zu den Junktionen zu rechnen, würde das entsprechenden Markiertheitsverschiebungen entsprechen. Eine zweite Schwierigkeit übrigens, die wohl zu der Überfüllung des Schumacherschen Verballexikons mit weglassbaren Ergänzungen geführt hat, ist entgegen dem Anschein von weitaus weniger prinzipieller Natur, was die jeweiligen Einzelentscheidungen zwar sicherlich nicht einfacher, aber weniger grundsätzlich macht. Denn gegen die "ich habe noch eine weitere Valenz"-Argumentation, die letztlich dahin führt, ein ebenso vorthoretisches wie postmodernes Anything goes zu postulieren, ist auf jeden Fall ins Feld zu führen, daß zwischen Text- und Lexikonvalenzen zu unterscheiden ist. Textuell ist unter bestimmten regelkompensierenden Bedingungen

2 Vgl. noch die Standardgrammatik von der Mitte des 18. Jahrhunderts, Gottscheds Sprachkunst

wirklich allerhand möglich, was nicht Eingang in die lexikalische Beschreibung finden kann, ohne daß deshalb eine lexikalische Regel-Beschreibung unmöglich wäre. Theodor Ickler (1985) scheint mir diesen Unterschied im Auge zu haben, wenn er von den derzeit gebotenen Valenzbeschreibungen annimmt, sie beantworteten Fragen, die kein Mensch stellen würde, wenn er Deutsch lernt. Sein Verbesserungsvorschlag, zunächst immer die minimale Valenz eines Verbs lernen zu lassen, und die Kenntnisse dann im weiteren Verlauf der Lernprozesse im einzelnen um weitere Textvalenzen zu erweitern, mag allerdings nicht zu überzeugen. Weniger vielleicht in seiner zweiten Hälfte, wo jedoch möglicherweise nur eine unbestrittene Tatsache neu formuliert wird, als in der ersten: das ist kein tragfähiges Konzept einer lexikalischen Valenz, da es nicht der rahmensetzenden Kraft der Verben Rechnung trägt. Die prägende Kraft analoger Muster hat dazu geführt, daß nicht die Minimalität der Besetzung, sondern ihre Güte - ihre "gute Gestalt" - das geeignete Abstraktionskriterium ist. Was hier theoretisch etwas tollkühn klingt, ist letztlich nichts anderes als der Versuch eines begründeten Bekenntnisses zur gängigen Praxis der Grammatikschreibung. Es ist dieselbe Praxis, die sich auf quantitative Argumente stützt ("in mehr als 50% der Belege"), um zu sehen, daß man auch dann nicht ohne die Mühe des Verstehenwollens auskommt (vgl. fürs Ahd. Eichinger 1992). Verstehen heißt letztlich, einsehen, welches Spiel hier gespielt wird, und das heißt, die Regel vor die Ausnahme zu setzen, und die Ausnahme von der Regel her zu erklären.

2. DEPENDENZ, ERGÄNZUNGEN UND ANGABEN

Wenn das Konzept einer Valenzgrammatik funktionieren soll, so hat im Kern die Rektionsbeziehung des Verbs zu stehen, und es ist zu zeigen, in welcher Weise auch die nicht rektional gebundenen Glieder dem verbalen Kern zuzuordnen sind, und was denn die Gemeinsamkeit der Beziehung auf das satzkonstitutive Verb hin ist, die es erlaubt, in weiteren als den rektional gebundenen Fällen von Valenz zu sprechen. Da zumindest auf den ersten Blick die Differenzen zwischen den betroffenen sprachlichen Einheiten über-

wiegen, kann man die Grundfrage nach den Sinn der Valenzgrammatik auch dahingehend verschärfen, ob sie nicht der prinzipiell untaugliche Versuch sei, Äpfel und Birnen miteinander zu vergleichen. Und zwar die Äpfel prinzipiell formaler Beziehungen wie Subjekt, Akkusativobjekt, Dativobjekt mit den Birnen der Ausdrücke für inhaltliche Beziehungen mit den klassischen Namen Ort, Zeit, Grund und Art und Weise. Es sei nun einmal dahingestellt, wie weit es sich hierbei wirklich um die sprachwörtlich verschiedenen Äpfel und Birnen handelt, die ja "funktional" gesehen so verschieden nun auch wieder nicht sind, auf einer bestimmten Ebene macht ihr Vergleich nun ja offenkundig Sinn - und zwar genau auf der Abstraktionsebene, auf der sich die Verwendung grammatischer Mittel als eine Instruktion zur Strukturierung der Wirklichkeit verstehen läßt. Wollen wir das Umgehen mit grammatischen Mitteln, oder einfacher: das Sprechen, das Schreiben, so verstehen, dann werden sich die Äpfel und die Birnen auch gleich viel ähnlicher. Auch die nur formal angeschlossenen Elemente signalisieren nicht nur ihren formalen Anschluß, sondern je nach ihrer Konstellation eine bestimmte Rollenverteilung, sie haben also doch auch eine szenenstrukturierende Bedeutung, die im Zusammenhang mit der Verbbedeutung die Konkretion erreichen läßt, derer das jeweilige sprachliche Handlungsziel bedarf. Daß dabei auch der Skopus, d.h. die größte Schärfe der Aufmerksamkeit auf Teile der Wirklichkeit gerichtet sein kann, die ihre Hauptrolle als inhaltlich definierte Begleiter von Abläufen spielen, bringt es mit sich, daß die Äpfel und die Birnen endgültig durcheinanderkollern, jedoch, ohne ihres Charakters in diesem Obstgemenge verloren zu gehen. Noch ein weiterer Punkt ist zu beachten, der, wenn das Bild noch so weit trägt, zeigt, daß doch sowohl die Äpfel wie die Birnen Obst sind, d.h. einen Vergleich auf einer sinnvollen Ebene zulassen. Es wurde oben schon versucht, anzudeuten, daß grammatische Mittel eine umso größere Hilfe beim Aufnehmen der intendierten Instruktion sind, je mehr sie auf den ersten Blick einen sofortigen Einblick in das Gemeinte erlauben: genau das tun aber - in historisch bedingter unterschiedlicher Deutlichkeit - die Konstellationen aus Verben und den von ihnen regierten Elementen, wie das begrenzte Inventar der Zuordnungen in einigen inhaltlichen Großgruppen zeigt. Auf

den zweiten Blick läßt sich dann natürlich auch Genaueres feststellen: bei den regierten Elementen kommt man dabei allerdings dann doch recht bald auf die Ebene der lexikalischen Repräsentation der Einzelverben - wohl über die Grenze der Syntax. Die eigentliche Beschreibungsebene für eine Valenzsyntax, sofern sei eindeutig Syntax sein will, ist dann die der Konstellationen geregelter Elemente, denen bestimmte inhaltsstrukturelle Züge zuzuordnen sind. Sie wären das, was auf den ersten Blick an inhaltlicher Information aus der Kasusyntax beim Hörer oder Leser ankommt. Wenn die Beschreibung von Satzmustern und Satzbauplänen, Wertigkeitskonstellationen, oder wie immer man diese Strukturtypen nennen will, einen Sinn hat, dann den, sie als Instruktionsmittel verwendbar und lesbar zu machen. Bei ihrer Erstellung ist darauf zu achten, daß sie diese Erstinstruktionsleistung um so weniger zu leisten vermögen, je spezieller inhaltlich ihre Einzелеlemente sind. Das ist logischerweise bei den mittels Junktion angeschlossenen Elementen der Fall: je mehr Satzbaupläne mit solchen Elementen angenommen werden, desto geringer der Erklärungswert. Bzw. desto weniger ist klar, ob das Verständnis von den durch die Verben aufgespannten Grundstrukturen angeleitet wird oder von der inhaltlichen Interpretation der Junktionen - das beginnt dann schon beim Genitiv und ist natürlich besonders deutlich bei adverbialen Ergänzungen, etwa den sogenannten Direktionalergänzungen (s. z.B. Engel 1988, S. 209ff). Der konsequente Weg, diese Schwierigkeiten systematisch zu vermeiden, ist, denselben Weg wie bei den regierten Elementen zu gehen, und das heißt von der Form auszugehen, und zu versuchen, einer Form eine Bedeutung zuzuordnen. So geht in etwa Eroms (1981) vor, an seiner Analyse sieht man auch, daß der Versuch, die Präposition als einen einheitlichen Ausdruck derselben Relation zu verstehen, zu sehr abstrakten und allgemeinen Beschreibungen des Charakters dieser Relationen führt, die aber doch noch deutlich mehr "Semantik" hat, als man das von den Kasusflexiven sagen kann. Das heißt, die mittels Junktion angeschlossenen Glieder lassen sich nicht gänzlich mit den kasuellen Ergänzungen gleichstellen. Allenfalls die sogenannten Präpositionalergänzungen kann man einigermaßen problemlos so beschreiben: die hier auftretenden, nicht austauschbaren Präpositionen lassen sich als rektionsar-

tig beschreiben, ein Bezug auf die inhaltliche Ebene ist für die Beschreibung nicht unbedingt erforderlich, wenn auch nicht unmöglich. Da diese präpositionalen Fügungen auf jeden Fall als abhängig von bestimmten Verben gedacht werden können, ist ihre Klassifikation als Ergänzung nicht sehr problematisch, formal zumindest auch nicht auffälliger als der von Weinrich vorgeschlagene Einbezug des Genitivs unter die Junktionen, bei der ja auch Funktionalanalogien eine Rolle spielen. Problematischer erscheint die Klassifikation der deutlich inhaltlich angeschlossenen präpositionalen Fälle. Insbesondere bei den oben schon erwähnten Direktionalergänzungen ist zumindest unklar, inwieweit hier von einer Selektion der Präpositionalgruppe durch das Verb auszugehen ist; zwar gehört die direktionale Bestimmung (man vgl. die Behandlung in den Grundzügen) zweifellos zum engsten Prädikatsbereich, doch gibt es bei Sätzen mit einer solchen obligatorischen Bestimmung neben einer beschränkten Anzahl, die diese Bestimmung im üblichen Valenzsinne fordern, viele Verben, die das Hinzutreten einer solchen Ergänzung tolerieren (*Er ranzt aus dem Raum. Er redet das Publikum aus dem Raum.*), was ja eher dafür spricht, daß die Existenz der direktionalen Bestimmung beschränkt, welche Verben im Satz auftreten können (vgl. Eichinger 1989).

3. IST DIE KATEGORIE ANGABE SINNVOLL?

Die hier angedeuteten Komplikationen machen klar, wo die Vereinfachung liegt, die der Valenzgrammatik ihre klassische Einfachheit gibt: im Begriff der Dependenz sind offenbar unterschiedliche Arten von Auftretensimplikationen zusammengefaßt. Das ist im Prinzip nichts Neues, spricht doch schon Heringer (1970, ²1973) davon, das Verhältnis zwischen dem satzkonstituierenden Verb und den Ergänzungen sei ein Interdependenzverhältnis, dagegen das zwischen dem Verb und den Angaben ein Dependenzverhältnis. Daß dabei die Zentralstellung des Verbs stark angekratzt wird, sei einmal beiseitegelassen. Gängiger scheint es, an dieser Stelle zwischen Valenz und Dependenz/Abhängigkeit zu unterscheiden, z.B.

"Jeder Satz [...] kann durch Elemente erweitert werden, die nicht vom Verb ausgewählt werden, sondern frei hinzufügar sind. Diese Elemente heißen Satzangaben oder kurz Angaben, Sie hängen zwar wie die Ergänzungen vom Verb ab, sind aber nicht valenzbedingt, also nicht subklassenspezifisch. " (Engel 1988, S. 219) [vgl. auch Schumacher 1986, S. 21]

Weniger angreifbar und für mögliche Einschränkungen bei den Angaben präziser schreibt Eroms (1985, S.315) in seinem Aufsatz über eine "reine Dependenzgrammatik":

"Im Gegensatz zu den Ergänzungen sind Angaben von den Verben allenfalls restringiert, nicht aber im Stellenplan verankert. Daraus darf geschlossen werden, daß die Abhängigkeitswege nur schwache Selektionswege darstellen, so daß eine stemmatische Darstellung wie die folgende gerechtfertigt ist:

(14)



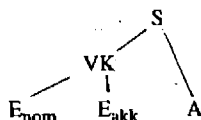
Dabei soll uns im Moment die Reformulierung der Abhängigkeitsstruktur für das Subjekt nicht so sehr interessieren wie der schwächere Typ von Dependenz, der zwischen dem Verb und den Angaben bestehen soll. Zwei Fragen soll dabei im folgenden noch etwas weiter nachgegangen werden: 1. Was besagt der Unterschied in der Dependenzrelation? und 2. Gilt für alle Angaben die gleiche Relation?

Zunächst zur ersten Frage: Für die Dependenzrelation zwischen dem Verb und seinen Ergänzungen gilt die oben genannte Vorkommensabhängigkeit, dazu die formale Rektion, die vom Verb ausgeht und die Form der die Ergänzungspositionen besetzenden Elemente bestimmt, und auch die semantische Selektionsbeziehung, die vom Verb ausgeübt wird.

Alle diese Bedingungen gelten für Angaben entweder gar nicht oder nur mit recht deutlichen Modifikationen und Einschränkungen. Dabei ist die Beschreibung der Vorkommensbedingungen noch am unproblematischsten, möglicherweise aber auch nicht

besonders erhellend. Wenn Sätze durch Verben konstituiert werden, können natürlich weitere Bestimmungen nur auftreten, wenn das schon da ist, was näher bestimmt werden soll. Zumindest nicht immer ist es außerdem das Verb, zu dem noch etwas dazugesagt wird, sondern Prädikatsteile d.h. das Verb mit den von ihm regierten Elementen bis hin zum Satz. Um eine genauere Differenzierung dieser Aussage soll es im folgenden noch gehen. Vorläufig sei nur darauf hingewiesen, daß Wolf (1982, S.48) die Angaben aus diesem Grund aus dem Einflußbereich des VK [Verbalen Kerns] nimmt und als Kokonstituente dieses die Valenzbeziehungen steuernden Elements unter S einführt:

Er aß sein Brot in der Schule.



Das ist in etwa die Konsequenz aus den Überlegungen, Angaben als zusätzliche Prädikationen über die Kernprädikation zu verstehen, die ja auch der Idee der Ermittlung von Angaben mittels des *geschehen*-Tests zugrundeliegt (s. von Polenz 1985, S. 252; vgl. auch Eichinger 1979). In Erbens Syntax (1984, S. 33/34) wird der entsprechende Tatbestand folgendermaßen beschrieben:

"Freie Angaben müssen lediglich mit der Grundprädikation semantisch vereinbar sein [...]. Sie gehören nicht zur Kernproposition, können aber als Zusatzprädikation (ZP) zur Satzbasis (SB) in einer bestimmten Sprechsituation kommunikationswichtig sein. [...]"

Freie Angaben sind nicht kommunikative Bestandteile der Satzkerntypen, sondern gehören als Zusatz-Prädikationen bereits zu den **Erweiterungsformen** der propositionalen Kernstrukturen, ebenso wie die Ausbauvarianten, welche durch den zusätzlichen Einsatz von 'Modifikationsverben' [...] zustandekommen. Nur werden freie Angaben der Kernproposition mit finitem Verb einfach "angefügt" [...].

Das Hinzufügen einer freien Angabe [...] ändert nicht die syntaktische Hierarchie der Satzbasis."

Dem entspricht auf inhaltlicher Ebene eine größere Selbständigkeit, eine unmittelbarere semantische Zugänglichkeit der Angaben (vgl. Heringer 1989, S. 166). Mag auch das Verb des Satzes der kleinstmögliche Bezugsbereich der Angaben sein, sie sind nicht von daher bestimmt, sondern sie geben Antworten auf mögliche zusätzliche Fragen eines Rezipienten, die im Ergänzungsrahmen des Verbs als zu allgemein angesehen werden müssen.

Da - um zum Kriterium der formalen Rektion zu kommen - die verschiedenen Angaben weithin durch dieselben Formkategorien, vor allem Präpositionalgruppen, Adverbialgruppen und konjunkional angeschlossene Adverbialsätze, vertreten werden, kann man in diesem Sinn auch nicht von Rektion sprechen. Der semantische Gegenpol dazu ist, daß die betroffenen Elemente unmittelbar semantisch zu interpretieren sind und nicht allenfalls im Rahmen der Satzbaupläne als Rollenkonstellationen, wie das zum Beispiel bei von Polenz (1985, S. 174ff.) vorgeführt wird. In dieselbe Richtung geht der deutlich strikter bedeutungsminimalistische Versuch von Weinrich (1985), nur drei solcher grundlegenden Konstellationen für das Deutsche anzunehmen. Wenn man auf jeden Fall im Sinne dieses Vorschlags formale Unterschiede wieder ernsternimmt, sind eigentlich die sogenannten adverbialen Ergänzungen der verschiedenen Valenzgrammatiken schlechte Kandidaten für echten Ergänzungsstatus und sie sollten unter diesem Aspekt kritisch betrachtet und auf einen Sonderstatus beschränkt werden. Ein Weg wurde oben schon angedeutet, nur bei einer relativ kleinen Anzahl in gewisser Weise archetypischer Verben läßt sich problemlos von einer entsprechenden Valenz des Verbs sprechen, in weiteren Fällen wirkt der so gesetzte Typ einer Szene, wenn man so will, analogisch weiter. Bei diesen als archetypisch zu verstehenden Verben ist zu denken an Fälle wie *geschehen*, das das Stattfinden von im Textzusammenhang irgendwie bemerkenswerten Ereignissen auf die neutralstmögliche Weise bezeichnet; dazu schreibt etwa das Schumachersche (1986, S. 72) Wörterbuch:

"In affirmativen Sätzen kommen diese Verben der Existenz [...] nur selten mit einer nicht erweiterten Nominalgruppe bzw. ohne Lokal- oder Temporalangaben vor."

Das liegt zweifellos an den selektionalen Beschränkungen, denen die Verwendung dieses Verbs unterliegt: man könnte daher mit Fug und Recht darum streiten, ob es sich bei den fast obligatorisch auftretenden lokalen, temporalen oder (ersatzweise) modalen Bestimmungen wirklich nur um Angaben handelt. Nur da lokale und temporale Bestimmungen sehr wenig subklassenspezifisch sind - im Gegensatz etwa zu Bestimmungen der Art und Weise wird hier im Kontrast zu der sonstigen Tendenz des zitierten Wörterbuchs gegen eine Erklärung als (fakultative) Ergänzung entschieden. (vgl. zum Problem die Arbeit von Krause 1977). Kritischer, da auf keinen Fall auf diese Weise lösbar, sind die Prototypen für räumliche Befindlichkeit bzw. zielgerichtete Bewegung, wie etwa *sich befinden* (vgl. Schumacher 1986, S. 162), *bleiben* (vgl. Eroms 1981), *wohnen*, sowie *gehen*, *kommen* usw. Entsprechendes gilt für die temporale Adverbialergänzung bei *dauern* (s. Schumacher 1986, S. 167/8). Eigentlich wäre die einzig konsistente Lösung, die in diesen Fälle üblicherweise angesetzten Adverbialergänzungen rektional umzubeschreiben, und das heißt, sie am besten durch die prototypische präpositionale Lösung zu charakterisieren. Speziellere Verben der entsprechenden semantischen Gruppen, wo nicht eine entsprechende Abhängigkeit aus dem verbalen Lexem abzuleiten ist, wären dann als Fortwirkungen der so gesetzten räumlichen oder zeitlichen Szene zu bewerten, da sonst die lexikalischen Valenzen völlig aufgelöst würden. Das heißt, man sollte diese Art primär präpositional besetzter Fälle direkt an die Präpositionalergänzungen anschließen, was ja, wie etwa die Listen in der Engelschen Grammatik zeigen, lerntaktisch für den Lerner der Fremdsprache Deutsch ohnehin der naheliegende Weg ist.

4. UNTERSCHIEDE ZWISCHEN ANGABEN

Die gerade angestellten Überlegungen zu den Rändern zwischen dem Bereich der Ergänzungen und dem der Angaben, aus denen sich übrigens auch herauslesen läßt, warum hier die Lage so unübersichtlich ist, ließen sich ergänzen durch Ausführungen zur unterschiedlich strikten Verbgruppenspezifität der sogenannten Angaben. Denn schon Engelen (1975) spricht von der unterschiedlichen "Verbspezifität" auch von Elementen, die er Verbaladjunkte nennt, und die nicht zu Ergänzungen gehören. Das ist ja wohl auch das, was Eroms in dem obigen Zitat schwache Selektionswege nennt. Allerdings bleibt gerade bei der Abstufung dieser Art der Bindung der Verdacht, es sei nicht hinreichend, das als eine Erscheinung der Verbvalenz zu beschreiben, sondern als Kompatibilitätsbedingungen, die von unterschiedlichen Ausschnitten der Kernprädikation ausgehen, nur der minimale Fall ist hier das Verb allein.

Bei dieser sich andeutenden Verschiedenheit der Relation, die unter dem Begriff der Angabe zusammengefaßt wird, liegt es natürlich nahe, wie etwa Vater (1978), Piitulainen (1980), Askedal (1984), die Auflösung einer Gesamtkategorie Angabe oder die der Gesamtunterscheidung Ergänzung-Angabe zu fordern. Wie zu sehen sein wird, scheinen diese Vorschläge unnötig radikal. Es sei nochmal im einzelnen diskutiert, welche Art von Differenzierung oder Umorganisation hier im Gespräch ist.

Einigermaßen unstrittig scheint dabei eigentlich nur zu sein, daß die dem Ausdruck der Sprechereinstellung dienenden Adverbialia wie *vielleicht*, *hoffentlich* oder *glücklicherweise* usw., die nicht die Kernproposition oder Teile von ihr in der einen oder anderen Weise modifizieren, irgendwie abzusondern wären. Bei Eisenberg (1989, S. 214) heißen sie modale Adverbien, bei ihm werden auch der derzeitige Stand der Diskussion und die terminologische Verwirrung, die damit verbunden ist, dargestellt. Jean Marie Zemb (1984) rechnet sie in seiner Dreiteilung des Satzes in Thema, Phema und Rhema dem Phema zu, aber auch die 4. Auflage der Duden-Grammatik trennt sie von den üblichen adverbialen Bestimmungen. Allerdings wird vielfach doch auch die Kontinuität dieser Bestimmungstypen betont. So hatte Hans-Jürgen Heringer schon 1978 diese Adverbien

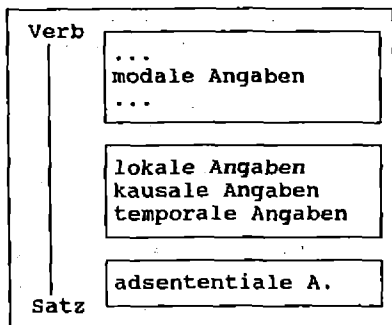
als eine, dependentielle nicht durch Besonderheiten gekennzeichnete Möglichkeit der Adverb-Besetzung für die Angabenposition beschrieben und sieht auch in neueren Arbeiten (1989) keine eigene Position dafür vor. Ähnlich kann man auch die entsprechenden Ausführungen in den **Grundzügen** (1981) verstehen; dort fallen die sogenannten Satzadverbien unter die Adverbialbestimmungen (AdvB) III. Sie werden somit bei der Spezifizierung der valenzmöglichen und valenzfreien Satzglieder nach ihrem Platz in der Grundreihenfolge, ihren Besetzungsmöglichkeiten durch mehrfunktionale Wortgruppen und nach ihrer Bedeutung untersucht, und als eine abzusondernde Gruppe von AdvB III klassifiziert, aber als solche bruchlos in eine Reihe mit anderen AdvB III, nämlich freien Dativen, Kausal- und Temporalbestimmungen, gestellt.

"Dieser Adverbialtyp steht in einer noch loseren Beziehung zum Verb als der Typ AdvB II (= modale Adverbialia), was sich u.a. in seiner selektiven Unbeschränktheit gegenüber verbalen Subklassen äußert. [...] Temporale, kausale und Satzadverbiale gehören zum Typ III." (S. 402)

Ihre Valenzfreiheit, d.h. Valenzmöglichkeit bei allen Verbgruppen und ihr Stellungsverhalten schließen offenbar diese Gruppen enger zusammen. Des weiteren schließen sich die hier aufgeführten Adverbialia als zweistellige Relationen gegen die einstellig modifizierenden Adverbialia der Art und Weise ab und gehen in dieser Hinsicht noch mit den lokalen Adverbialia, die von den Autoren der Grundzüge zu den im Prädikatsbereich liegenden AdvB II gerechnet werden, zusammen. Das ergibt die folgenden Abstufungen:

Auf diesen Typ von Darstellung in etwas konventioneller formulierter Form könnte man eine Vielzahl neuerer Überlegungen reduzieren:

(3)



Obwohl die Einteilungen aufgrund der verwendeten Kriterien im einzelnen differieren, läßt sich als Tendenzmeldung herauskristallisieren, daß eine Menge modaler "eigentlich" ad-VERB-ialia gegenüber den restlichen Umstandsangaben abgehoben ist, und von der anderen Seite her die adsententialen Bestimmungen der Stellungnahme. Die sich daraus ergebende Dreiteilung läßt sich z.B. auch in Engels (1982) Angabenklassifikation finden, wo sich - ungeachtet der chaotischen Darbietung - drei Kernklassen herauslösen lassen.

(4)

Modifikativa

Situativa

Existimatoria³

In seiner Deutschen Grammatik zeigt sich die entsprechende Dreiteilung ebenfalls, sie ist sogar deutlicher herausgearbeitet. So kennt er die Gruppe der "Modifizierenden[n] Angaben" (S. 219), die sich immer auf das Hauptverb bezögen und vor allem in der Form unflektierter Adjektive aufträten. Engel setzt als zweites die "Situierenden Angaben" (S. 220) an, die als satzbezogen beschrieben werden und durch verschiedenste Formen, vorzüglich offenbar durch Adverbien, Präpositionalphrasen und Nebensätze, vertreten würden. Es handle sich um "temporale, lokale, kausale, konditionale, konsekutive, konzessive

3 Seine zusätzlich angenommenen Valutativa/Indefinita wären wohl den Situativen zuzuschlagen, die Negation ist sicher ein Sonderfall. Adjungierte Adverbialia sind zum Teil als Attribute zu erklären, zum Teil an die Existimatoria anzuschließen

sive, finale, instrumentale, restriktive und komitative Angaben" (S. 220). Als vierte nimmt er die Gruppe der "Existimatorische[n] Angaben" (S. 226) an. Sie werden insgesamt als primär äußerungsbezogen charakterisiert. Hier wird eine ganze Reihe von Subgruppen angenommen. Aus der üblichen Aufgabenklassifikation, die davon ausgeht, daß Angaben Satzglieder seien, fällt nach wie vor heraus, daß auch die Partikeln⁴ zu dieser Kategorie gerechnet werden. Diese Entscheidung ist die Folge davon, daß bei Engel im Zweifelsfall in diesem Bereich funktionale Analogien als Entscheidungskriterien gewählt werden (vgl. die Partikelabgrenzung S. 689, wo ja z.B. vom Satzgliedstatus die Rede ist). Das gilt wohl auch für die bisher nicht erwähnte dritte Angaben-Gruppe, die "Negative[n] -Angaben" (S. 226). Sie wurde auf der Beschreibungsebene der Satzsyntax, auf der Engel an dieser Stelle argumentiert, wohl wegen der Sonderstellung des Satznegators nicht angesetzt. Engel selbst nennt wesentliche Punkte:

"Nicht ist weder vorfeld- noch nachfeldfähig und hat auch im Mittelfeld [...] eine relativ feste Position: [...] Die übrigen Formen sind, ähnlich wie situierende Angaben, freier verschiebbar."
(S. 226)

Ohne dieses Problem hier völlig auszudiskutieren, läßt sich auf jeden Fall von der Sonderstellung dieser Angabengruppe ausgehen, deren signifikante Vertreter sich nur mit gewissen Einschränkungen wie ein abhängiges Element gibt. Auf jeden Fall ergeben sich auch hier die analogen Gruppen, wobei als Besonderheit anzunehmen ist, daß die situierenden Angaben bereits als satzbezogen gefaßt werden.

(5)

VERBBEZOGEN		MODIFIZIERENDE ANGABEN
SATZBEZOGEN		SITUIERENDE ANGABEN
ÄUSSERUNGSBEZOGEN		EXISTIMATORISCHE ANGABEN

4 Vgl. v.a. Subgruppe 6: Abtönungselemente (S. 231)

5. MERKMALE DER SUBKLASSEN

Nach dieser kurzen Bestandsaufnahme soll gezeigt werden, daß die in den bisherigen Arbeiten genutzten Unterscheidungen sich auf verschiedene, zu trennende Darstellungsebenen beziehen, in deren Abfolge erst eine Gesamtdarstellung zustandekommt. Es handelt sich grob gesagt um eine Ebene der semantisch-kategorialen Valenz, eine Ebene der konfigurativ-syntaktischen Hierarchisierung und eine Ebene der Oberflächenvalenz.

5.1. modale A

Daß die modale Adverbialia genannte Gruppe am direktesten verbsspezifisch sein dürfte, ist von der Art der ausgedrückten Modifikation her naheliegend. Kein eigentlicher - die Bedeutung spezifizierender - Relator macht die Verbindung zwischen den beiden anzusetzenden Propositionen klar. Die Beziehung muß direkt erschließbar sein.

An dieser Stelle läßt sich erst klarmachen, warum die Inkorporierung der Angaben in den Satz, die sie für die übliche Valenzgrammatik in ähnlicher Weise wie die Ergänzungen vom Verb abhängig sein läßt, eine oberflächengrammatische "Gleichschaltung" ist, die wesentliche semantisch-logische Unterschiede in der Notwendigkeit bzw. Nicht-Notwendigkeit der Elemente spiegelt. Denn es läßt sich von der Verbvalenz her keine Folgerung für das tatsächliche Auftreten einer Angabe ziehen, auch der - per definitionem - gesättigte Kernsatz eröffnet keine Leerstellen. Die Regelung der Kompatibilität zwischen den beiden Propositionen, wie sie hier vorliegen, kann dann mit etwas erklärt werden, was man in Weiterführung von Bondzio (1974) die Valenz zweiter Stufe der adverbialen Bestimmungen nennen könnte. So hat ein modal-adverbial verwendetes Adjektiv wie *fleißig* außer seiner Valenz erster Stufe, die den Zustandsträger nannte, eine Leerstelle zweiter Stufe, in die Bezeichnungen für bestimmte Vorgänge eintreten können. Durch diese Valenz anderer Art - und anderer Richtung - wird die Möglichkeit geschaffen, die adverbiale Bestimmung an gewisse Kernsätze - eben die, die entsprechende Vorgänge ausdrücken, anzulagern:

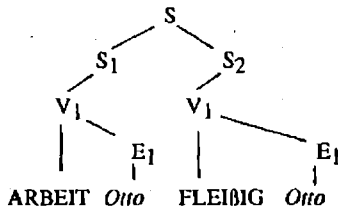
(6) *Otto arbeitet fleißig*

fleißig _____ x: Otto
 |
 a: arbeiten _____ y: Otto

Die Valenz zweiter Stufe bewirkt, daß hier nicht zwei Propositionen *Otto ist fleißig.* und *Otto arbeitet.* zusammentreten, sondern daß sich durch die Valenz zweiter Stufe Ottos 'fleißig sein' lediglich auf sein 'arbeiten' bezieht und nicht auf andere denkbare Tätigkeiten Ottos⁵.

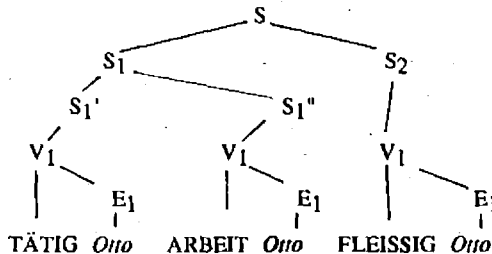
Schon wenn wir eine semantisch-kategoriale Abbildung dieser Valenzverhältnisse versuchen, erhebt sich die Frage, wie sich das sprachlich fassen läßt. Denn wir nehmen an, daß auch diese Ebene der Valenz sprachlich strukturiert ist. Das ließe sich für das simple Beispiel (8) in Anlehnung an Symbolisierungsvorschläge von Eroms (1981) folgendermaßen darstellen:

(6)(6.1) a)



bzw. mit verbgruppenspezifischer Lösung:

b)

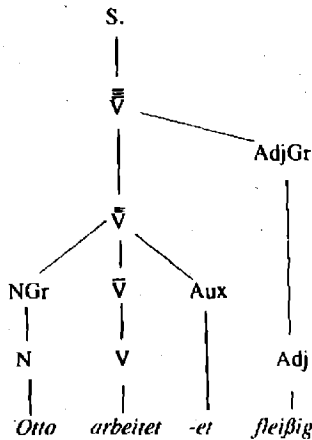


d.h. ungefähr paraphrasierend: 'Otto ist arbeitend tätig, wobei er fleißig ist'.

5 Daß, im Gegensatz zu der bei Sadzinski (1989, S. 66) formulierten Annahme, aus einem solchen Konzept gerade für die Beschreibung sogenannter adverbialer Ergänzungen Nutzen gezogen werden kann, wird am Beispiel der Direktionalergänzung in Eichinger 1989 gezeigt.

Dabei sieht man, daß die erste modale Bestimmung lexikalisch als *arbeiten* inkorporiert wird, während die zweite als A_{mod} zur Kernproposition auftritt. Diese Entscheidungen, die aus den gestreckten Basis-Formen kompakte syntaktische Formen herstellen, werden auf der Stufe syntaktischer Hierarchisierung faßbar. Die durch die größere Kompaktheit verlorene Information wird über formale Kategorisierung, lexikalische Inkorporierung und syntaktische Hierarchisierung aufgefangen.

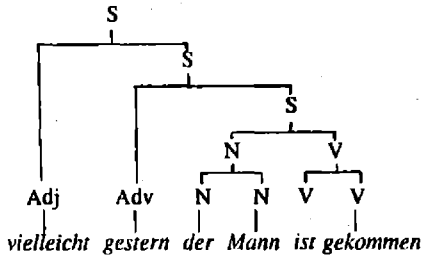
(6)(6.2)



Hier sieht man die Hierarchie - außer z.B. der Sonderrolle des Subjekts, aber Ergänzungsprobleme interessieren uns im Moment nicht - die Art, wie die Angaben insgesamt als Modifikatoren der Kernproposition angesetzt werden. Die Art der Angabe wird hier formal über die Wortgruppencharakteristik der typischen Besetzung für den jeweiligen Angabensubtyp gekennzeichnet. Das entspricht der Anwendung des Prinzips der Kompaktheit auf dieser Stufe: es brauchen nicht mehr die jeweils explizitesten Besetzungen aufgeführt werden, sondern es wird hier, wenn man so will unter Natürlichkeitsgesichtspunkten, als Paradigma über alle möglichen Ersetzungen die Wortgruppe angeführt, für die die jeweilige syntaktische Position die primäre Funktion darstellt. Damit wird zudem versucht, der Konvergenz zwischen Wortart und Satzglied gerade im Adverbialbereich Rechnung zu tragen.

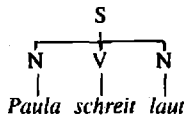
Im Prinzip eine ähnliche Unterscheidung trifft Eisenberg (1986, S. 200 ff.), er unterscheidet die Adverbialia, die durch Adverbien realisiert werden, d.h. temporale, lokale und Satzadverbiale, als "Adverbialia zum Satz", und die er so darstellt:

(7)(7.1) Vielleicht ist der Mann gestern gekommen.



von den Adverbialia der Art und Weise, die eben nicht durch Adverbien, sondern durch unflektierte adverbial verwendete Adjektive realisiert werden. Auch er sieht den Unterschied in der Nähe zum Kernsatzprädikat und repräsentiert das so (a.a.O.S. 210/211):

(7)(7.2) Paula schreit laut.



Und er erläutert:

Laut ist die Kurzform des Adjektivs (unflektiert), die dem Verb (Prädikat) nebengeordnet ist. Die Bezeichnung als Adverbial erinnert daran, daß diese Konstituente nicht vom Verb regiert wird. Das adverbiale Adjektiv ist hier eine freie Konstituente im Sinne einer Angabe. (a.a.O. S. 211)

Nicht sehr erfreulich an dieser Lösung ist, daß man nur durch zusätzliche Bemerkungen den Unterschied zwischen

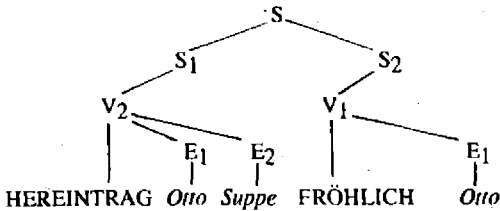
- (7)(7.3)
- (1) Paula schreit laut.
 - (2) Paula ist laut.
 - (3) Paula benimmt sich laut/auffällig.

aufweisen kann. Wir wurden Wert darauf legen, auch konstitutionell zu repräsentieren, daß es sich im Fall (7.3.)(1) um eine Zusatzprädikation zum Kernsatz, in den anderen

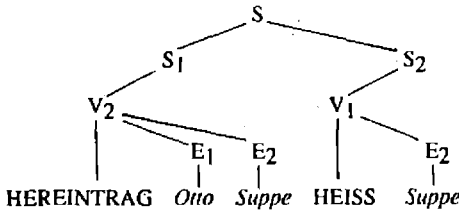
Fällen um Inkorporationen in das Prädikat (wenn man Nominalprädikate annimmt) bzw. zumindest in den Kernsatzbereich handelt, wobei für (7.3.)(3) die Besonderheit in der Interferenz von Valenz erster und zweiter Stufe zu repräsentieren wäre.

Für unsere Lösung, auch diese Angaben der Art und Weise oberhalb der Kernproposition anzuordnen scheint mit auch zu sprechen, daß die Doppelbezüglichkeit der folgenden Verwendungen so problemlos erklärt werden könnte:

(7) (7.4) (1) *Otto trägt die Suppe fröhlich herein.*

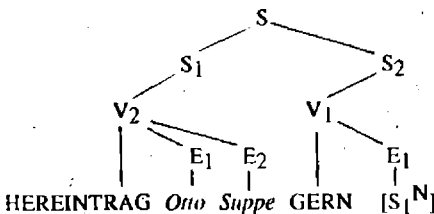


(7) (7.4) (2) *Otto trägt die Suppe heiß herein.*



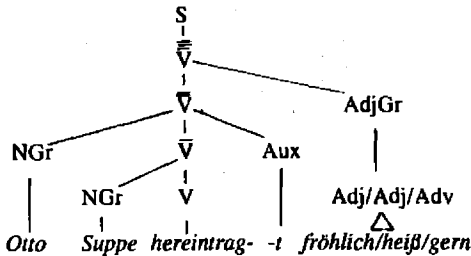
im Vergleich etwa zu:

(7)(7.4) (3) *Otto trägt die Suppe gern herein.*



Dagegen in syntaktisch-hierarchischer Umsetzung für alle drei Fälle:

(7) (7.5)

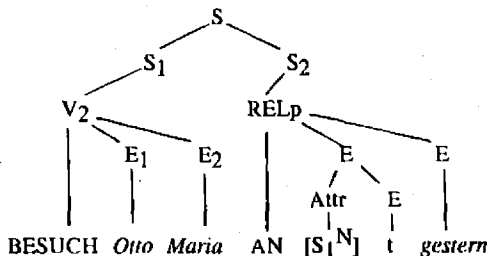


Je nachdem, in welchem Maß das Adverbiale als Modifikator des Vorgangs, des Agenten oder des Objekts verstanden werden kann, variiert der Skopus des Adverbiale. Damit er das aber kann, muß er prinzipiell innerhalb des Kernsatzes variieren können. Die besondere Nähe zur Kernproposition ist dann durch das Fehlen der typischen expliziten Verbindung und durch die kategoriale Besetzung beschrieben.

5.2. A_{loc/temp/caus}

Durch die Notwendigkeit, in den anderen Fällen als dem eben behandelten die Relation zu präzisieren, ist die von der Verbindung betroffene Kategorie in der Basisstruktur zu explizieren, so z.B. die Kategorie Zeit (Variable = t) im folgenden Beispiel:

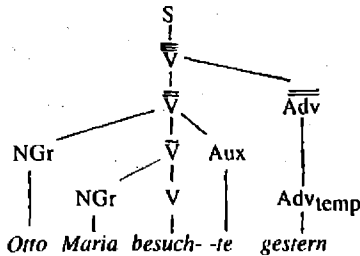
(8)(8.1) Gestern besuchte Otto Maria.



Auch diese Darstellung läßt sich aus der Verbindung von Valenzen erster und zweiter Stufe interpretieren. Man kann die Valenz zweiter Stufe von *gestern* auch hier so realisiert sehen, daß erst dann das Präteritum im Kernsatz gewählt werden kann, wenn klar ist, daß über etwas gestern Geschehenes gesprochen wird. Eine gänzlich analoge Struktur

- mit entsprechender Variable und Präposition - ist für die lokalen Adverbialia anzunehmen. Sie werden daher nicht eigens ausgeführt. Das gilt auch für die hierarchisierte Struktur, die zu (8.1.) folgendermaßen aussähe:

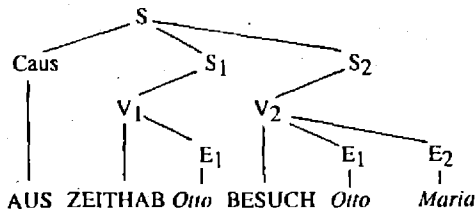
(8)(8.2)



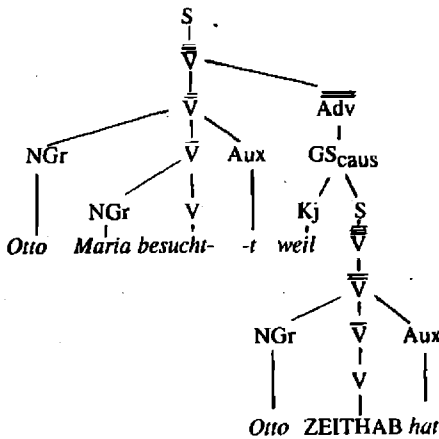
Auch hier bezieht sich die Kategorisierung zunächst auf die Wortart, allerdings ist eine Überkategorie erforderlich, um dem Auftreten von verschiedenen Bestimmungen dieser Art nebeneinander Rechnung zu tragen.

Das ist vor allem auch deshalb bedeutsam, da Acaus einen vergleichbaren Skopus und daher eine vergleichbare Stellung in dieser Darstellung haben, semantisch aber komplexer sind, da hier zwei Sachverhalte in nicht von vorneherein festgelegter Weise zueinander in Beziehung gebracht werden:

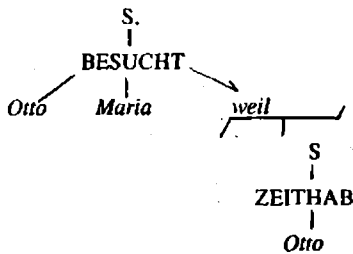
(9)(9.1) *Weil Otto Zeit hatte, besuchte er Maria.*



(9.2)



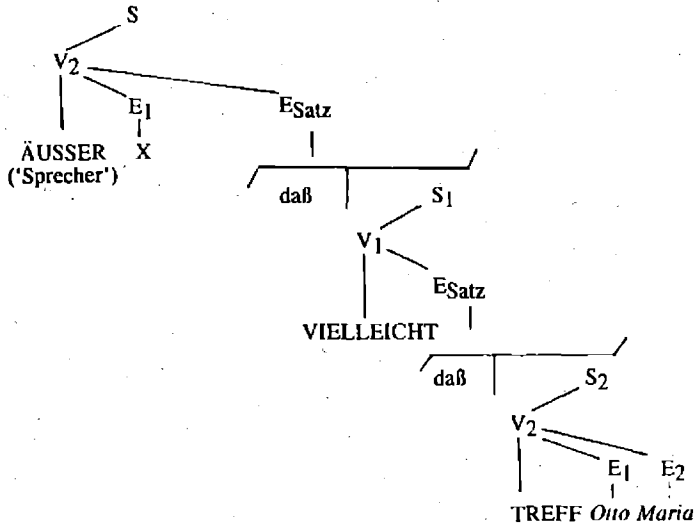
(9.3)



5.3. A_{adsent}

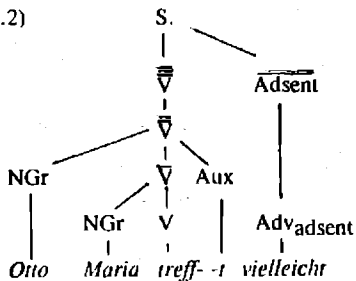
Damit kämen wir zur letzten hier zu behandelnden Gruppe, den sogenannten Satzadverbialia. Das Wesentliche dieser Gruppe - in der Literatur vielfach behandelt - liegt darin, daß diese Bestimmung nicht eine Modifikation bzw. einen Umstand des Zustands oder Vorgangs angibt, sondern eine - verschieden geartete - Stellungnahme des Sprechers zum im Satz Ausgedrückten. Wenn man auch hier die Wirkungen der Valenz zweiter Stufe der entsprechenden sprachlichen Elemente nachzuzeichnen versucht, kommt man zu folgendem Bild:

(10)(10.1) *Vielleicht trifft Otto Maria.*



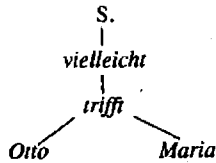
Sofern wir mit Eroms den S-Knoten - oberhalb jeder Verb-Bindung - für den Ort halten, wo Satzmodalität u.ä. repräsentiert werden sollte, würden wir diesen Knoten auch für die passende Stelle halten, solche Information anzuhängen.

(10)(10.2)



Eroms (1985) schlägt für solche Fälle eine Dependenzstruktur wie (10.3) a) vor:

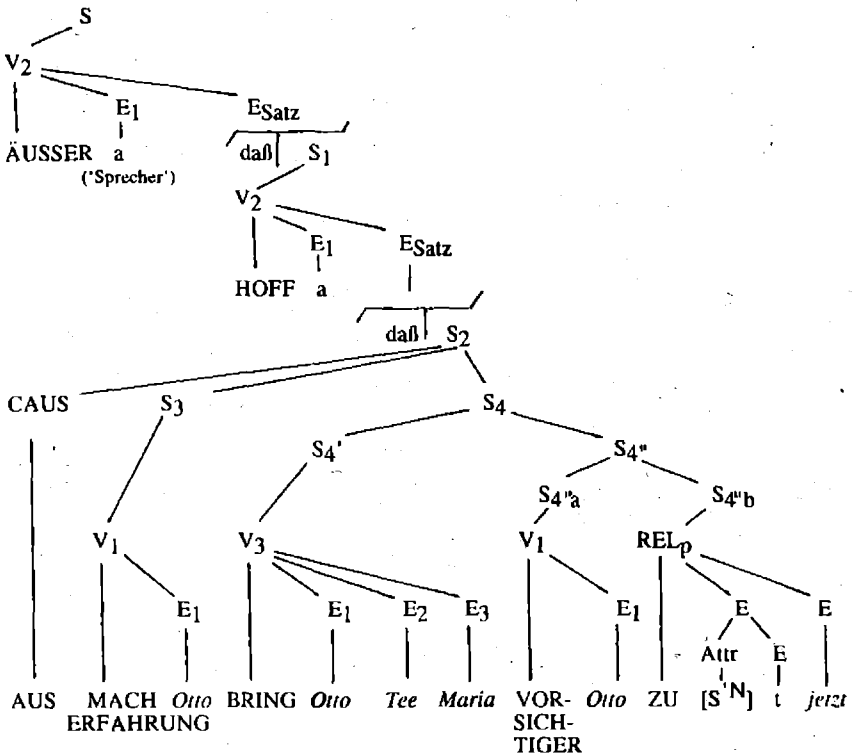
(10)(10.3) a)



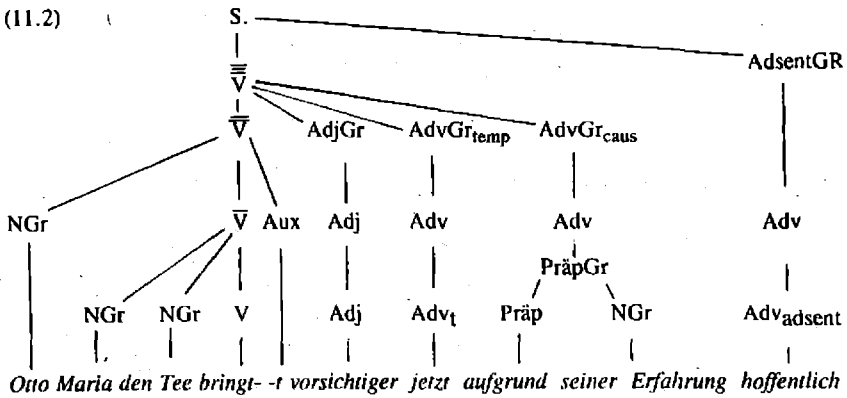
6. Satz mit allen Angabetypen

An einem konstruierten Satz mit einer Kombination der behandelten Adverbialtypen läßt sich mein Vorschlag nochmals zusammenhängend skizzieren:

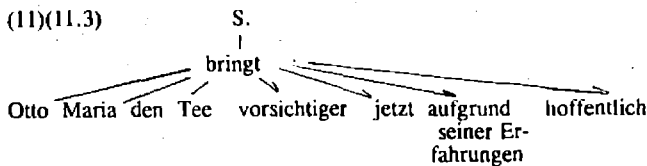
(11)(11.1) *Hoffentlich bringt jetzt Otto aufgrund seiner Erfahrungen Maria den Tee vorsichtiger*



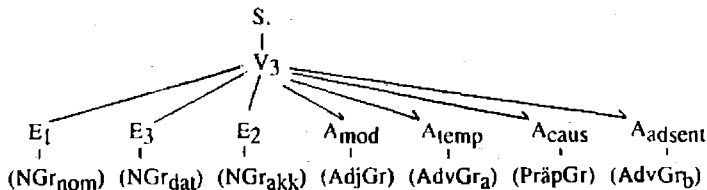
(11.2)



(11)(11.3)



bzw.:



7. Zusammenfassung

In dieser Modellskizze wurde versucht, den Weg von einer semantisch-kategorialen - gestreckten - Basis über die vom Verballexem gesteuerte syntaktische Hierarchisierung bis hin zu den - kompakten - Valenzstrukturen der Oberfläche als den Mittelweg zu einer Kodierung in kommunikativ angemessener Kompaktheit zu beschreiben.

Am exaktesten ausgeleuchtet wird das sprachliche Bild der Szene, von der wir zu Anfang gesprochen haben, in der Basis-Struktur. Die zweite - schon kompakte - Stufe sollte dann zeigen, daß die Lexikalisierung des Prädikats eine eindeutige - formale - Hierarchisierung in den Bereich der Ergänzungen bringt, sowie generellere Regularitäten der Inkorporierung von Zusatzprädikationen zeigt. Diesen generelleren Regularitäten galten unsere Überlegungen. Auf der Ebene der syntaktischen Hierarchisierung werden die Unterschiede, die sich in der Basis als Unterschiede der Verknüpfung von Propositionen darstellten als konfigurationelle und (wortart)kategoriale repräsentiert.

Wir haben nun im Hinblick auf die Anforderungen der semantischen Kompatibilität mit der Kernproposition drei Gruppen unterschieden, zwei Gruppen im Hinblick auf Art und Umfang des Bezugs auf die Kernproposition.

Bei den drei Gruppen nach Kompatibilität handelt es sich

- 1) um die signifikanterweise als unflektiertes Adjektiv realisierten Modifikationen des im Prädikat ausgedrückten Vorgangs oder Zustands
- 2) um die signifikanterweise als entsprechendes Adverb bzw. - bei der kausalen Angabe - als satzförmiges Adverbiale realisierten Angaben v.a. von Ort, Zeit und Grund, die den situativen Rahmen des in der Kernproposition ausgedrückten Vorgangs/Zustands setzen und
- 3) um die signifikanterweise mit einer von der letztgenannten diskreten Menge von Adverbien realisierten Angaben verschiedener Arten von Stellungnahmen des Sprechers.

Die beiden Gruppen nach Bezugsbereich sind:

- 1) adprädikative und
- 2) adsentientiale Angaben.

Den möglichen Unterschieden im Skopus innerhalb der adprädikativen Gruppen wird durch die formale Charakteristik der dafür vorgesehenen beiden Positionen Rechnung getragen. Eine Charakteristik der adsentientialen Angaben als äußerungsbezogen - wie etwa bei Engel oder Pitulainen - scheint mir nicht die angemessene Beschreibungsebene

zu betreffen. Es geht vielmehr um die Inkorporation - in diesem Fall äußerungsrelevanter - Zusatzprädikationen auf der Ebene der Hierarchisierung sind, wie gesagt, die in der Basis explizierten Verhältnisse durch Hierarchisierung und Kategorisierung verkürzt repräsentiert.

In den Oberflächenvalenzen sind nun diese Unterschiede in formalen, wortsemantischen und Notwendigkeitsunterschieden der die Satzglieder besetzenden Elemente eingefangen. Es ist offenkundig, daß diese Mittel z.T. mehrdeutig sein müssen, um die Effizienz des Systems nicht zu gefährden. So ist auch zu erklären, daß Elemente der Kernproposition (Ergänzungen) in ganz ähnlicher Weise vom Prädikat abhängig dargestellt werden wie die entsprechenden kompakten Zusatzprädikationen, soweit sie als Satzglieder inkorporiert werden (Angaben). Auf dieser Ebene und unter diesem Gesichtspunkt ist eine Kategorie Angabe eine sinnvolle und hilfreiche Verallgemeinerung.

LITERATUR:

- John Ole Askedal, Über die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben in der Valenzgrammatik. Eine Ideenskizze, in: Arbeitsberichte des Germanistischen Instituts der Universität Oslo 1983, S.43-78.
- John Ole Askedal, Einige kritische Überlegungen zur Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben in der Valenzlehre, in: Nouveaux Cahiers d'Allemand 3, 1984, S.113-121.
- DUDEN-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4.Aufl. Mannheim usw. 1984.
- Ludwig M.Eichinger, Überlegungen zum Adverb, in: Sprachwissenschaft 4, 1979, S.82-92.
- Ludwig M.Eichinger, Raum und Zeit im Verbwortschatz des Deutschen. Eine valenzgrammatische Studie (=LA 224) Tübingen 1989.
- Ludwig M.Eichinger, Historische Verbgrammatik, in: Sprachwissenschaft 16, 1992.
- Peter Eisenberg, Grundriß der deutschen Grammatik. 2.Aufl. Stuttgart 1989.
- Ulrich Engel, Deutschen Grammatik. Heidelberg 1988.
- Bernhard Engelen, Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart. 2 Bde. München 1975.
- Johannes Erben, Deutsche Syntax. Eine Einführung. Bern usw. 1984.
- Hans-Werner Eroms, Valenz Kasus und Präpositionen. Untersuchungen zur Syntax und Semantik präpositionaler Konstruktionen in der deutschen Sprachwissenschaft. Heidelberg 1981.

- Hans-Werner Eroms, Eine reine Dependenzgrammatik für das Deutsche, in: Deutsche Sprache 13, 1985, S. 306-326.
- Johann Christoph Gottsched, Deutsche Sprachkunst. Leipzig 1748.
- Grundzüge einer deutschen Grammatik, von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Karl Erich Heidolph, Wolfgang Flämig und Wolfgang Motsch. Berlin 1981.
- Gerhard Helbig/Joachim Buscha, Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 8. Aufl. Leipzig 1984.
- Hans-Jürgen Heringer, Theorie der deutschen Syntax. München 1970; 2. Aufl. 1973.
- Hans-Jürgen Heringer, Wort für Wort. Stuttgart 1978.
- Hans-Jürgen Heringer, Neues von der Verbszene, in: Gerhard Stickel (Hg.), Pragmatik in der Grammatik. Düsseldorf 1984, S. 34-64.
- Hans-Jürgen Heringer, Lesen Lehren Lernen. Eine rezeptive Grammatik des Deutschen. Tübingen 1989.
- Theodor Ickler, Valenz und Bedeutung. Beobachtungen zur Lexikographie des Deutschen als Fremdsprache, in: Henning Bergenholtz/Joachim Mugdan (Hg.), Lexikographie und Grammatik, Tübingen 1985, S. 358-377.
- Jürgen Krause, Untersuchungen über das Verb >geschehen< Eine Vorstudie zu den Verben des Geschehens (= LA 45). Tübingen 1977.
- Marja-Leena Piitulainen, Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik der Gegenwart. Jyväskylä 1980.
- Peter von Polenz, Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York 1985.
- Roman Sadzinski, Statische und dynamische Valenz. Probleme einer kontrastiven Valenzgrammatik. Deutsch-Polnisch (= BzSl). Hamburg 1989.
- Helmut Schumacher, Verben in Feldern. Berlin/New York 1986.
- Helmut Schumacher, Valenzbibliographie. 2. Aufl. Mannheim 1989.
- Heinz Vater, On the Possibility of Distinguishing between Complements and Adjuncts, in: Werner Abraham (Hg.), Valence, Semantic Case and Grammatical Relations. Amsterdam 1978, S. 21-45.
- Harald Weinrich, Für eine nichtaristotelische Theorie der Aktiv-Passiv-Diathese in der deutschen Sprache, in: Erwin Koller/Hans Moser (Hg.), Studien zur deutschen Grammatik. Festschrift für Johannes Erben [...] Innsbruck 1985, S. 357-374.
- Norbert R. Wolf, Probleme einer Valenzgrammatik des Deutschen. Innsbruck 1982.
- Jean Marie Zemb, Kasus und Status, in: Sprachwissenschaft 8, 1984, S. 271 - 313.

IV. DIE DEUTSCHE GEGENWARTSSPRACHE UND DIE HAND DES WANDELS.

1. Wenn es eines Beweises bedürfte, so könnte uns ein kurzer Blick auf einen Globus daran erinnern, daß der Blick aus der Ferne und der Blick aus der Nähe unterschiedliche Ergebnisse liefern. Einzelheiten, auch Bewegungen verschwinden, wenn man nur weit genug weg ist, dafür sieht man Gestalten. Je nach Blickwinkel sieht diese Modellsicht zudem unterschiedlich aus, man mag das, um das Globus-Beispiel nochmals heranzuziehen, mit den unterschiedlichen Projektionsweisen der Kartographen vergleichen. Aus der Nähe sieht man zweifellos die Einzelheiten genauer, die Bewegungen sind beschleunigt, das Objekt liegt einem in mancherlei Hinsicht näher. So hat denn auch der Versuch, das beobachtete Objekt in einem zusammenhängenden Modell zu beschreiben, mit einer sehr viel größeren Anzahl von Einzelheiten fertigzuwerden. Auch hier gibt es zweifellos unterschiedliche Blickwinkel, unter denen auch bei der Nahsicht verschiedene Elemente als einschlägige Daten der Beobachtung herausgehoben werden, manchmal ist der Vordergrund so groß, daß er alles Andere verdeckt. Und für Nah- wie Fernsicht gilt, daß die Distanz und Richtung der Beobachtung abhängig sind davon, was einen an dem beobachteten Objekt interessiert.

Wie soll man angesichts solcher Unterschiede beurteilen, welche Art von Beschreibung zur Lösung bestimmter Problemstellungen angemessen ist, wenn man sich "Objekten" nähert, zu deren Wesen offenbar eine gewisse Dynamik gehört, die ja bei einem Modell-objekt vom Typ Globus bereits weggefiltert ist. Sprachen sind ganz offenbar dynamisch. Das soll an dieser Stelle nicht mehr heißen, als daß sie sich im Zeitverlaufe wandeln und im zeitlichen Schnitt diasystematisch variieren. Was ist nun die angemessene Distanz, die bei der Beobachtung zu wählen ist, wenn man es mit der deutschen Sprache zu tun hat. Noch genauer: was ist der geeignete Beobachtungsabstand, wenn man die deutsche Spra-

che der Gegenwart in ein Modell bringen möchte, das dem Blick von außen - den des Lernenden des Deutschen als Fremdsprache - eine sinnvolle Genauigkeit und Allgemeinheit der Erkenntnis ermöglicht.

Aus wissenschaftshistorischen Gründen, die wohlbekannt sind, und hier nicht weiter ausgeführt werden müssen, hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Deutschen - wie mit Sprache überhaupt - im 19. Jahrhundert den Wandel als Hauptmerkmal des wissenschaftlichen Denkstils hervorgehoben und ihn, in Annäherung an herrschende naturwissenschaftliche Lehren, nach verschiedenen Modellen der Entwicklung natürlicher Organismen zu erklären versucht. Die Entstehung und Durchsetzung des strukturalistischen Denkstils kann man unter diesem Gesichtspunkt als eine instrumentalistisch fundierte Wende betrachten, die natürlich nicht den Wandel als Eigenheit von Sprachen leugnete, ihn aber aus der als primär angesehenen synchronischen Untersuchung ausschloß, um solcherart die Grundregeln für das Funktionieren des Instruments, das System, und seine jeweilige historische Besetzung, die Coseriusche Norm, zu beschreiben. Sozial, regional usw. motivierte Variation wurde als subsystemische Erscheinung einer parole-Linguistik zugeordnet, diachrone Variation als Ergebnis des Vergleichs synchroner Schnitte von der synchronen Analyse getrennt. Das gilt, wenn man als Betrachtungsabstand den wählt, bei dem die Ebene der Einzelsprache - des Deutschen - ganz den Blick füllt; von anderen Abständen, die den Fokus von vornherein auf einen anderen Objektbereich einstellen, etwa den einer typologischen oder einer sogenannten universalgrammatischen Sichtweise sei aus Gründen der praktischen Zielsetzung abgesehen. Es sei zunächst einmal von der Möglichkeit zur relativ unabhängigen Beschreibung "des Deutschen" ausgegangen.

Wenn man Beschreibungen zur "deutschen Gegenwartssprache" nach diesen Voraussetzungen ansieht, so kann man erkennen, daß gemäß der angesetzten Nahsicht, die nichts von der Komplexität des Gegenstandes unterdrücken möchte, kaum ein Weg zu einer auch intuitiv befriedigenden Gesamtsicht dessen führt, was man das nach außen zu vermittelnde Deutsch nennen möchte. Tatsächlich bedarf es der Diskussion der Ergebnisse der wissenschaftlichen Vorhut der linguistischen Einzeluntersuchungen und der daraus

innerhalb der Linguistik destillierten "großräumigeren" Ergebnisse im Rahmen eines anderen Denkstils. Eines Denkstils, zu dessen zentralen Annahmen gehört, daß detailliertes Einzelwissen und gesamthafte Aussensicht sich prinzipiell verbinden lassen. Ein solcher Denkstil - den Begriff entlehne ich übrigens Ludwik Flecks 1935 erschienener Arbeit "Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache" - ein solcher Denkstil also kann sicherlich an verschiedene Versuche anknüpfen, die die Diachronie-Synchronie-Unterscheidung zwar nicht aufheben wollen, aber im Sinne eines solchen Erkenntnisinteresses für ungenügend halten. Neuerdings gibt es eine Reihe von Interpretationsmodellen, die man so lesen kann. Sie versuchen, die Beschreibung des Systems und seiner Variation zu dynamisieren, d.h. sie zu erklären durch Prinzipien, die über den Zustand einer Sprache hinaus auch ihren Charakter erklären wollen. Traditioneller formuliert könnte man auch sagen, daß sich neue Redeweisen entwickeln, die den strukturalistischen Ausgrenzungsbegriff der Konventionalität als Erklärungsbegriff umzudeuten versuchen. Alle die verschiedenen derzeit innerhalb der Linguistik diskutierten Ökonomiekonzepte, Natürlichkeitstheorien, Präferenztheorien, auch die hier den Titel anregende Theorie der unsichtbaren Hand, können unter dem hier gewählten Blickwinkel als Versuche verstanden werden, zu zeigen, daß in den Systembefunden und den wie auch immer zu charakterisierenden ihnen innewohnenden Tendenzen, Prinzipien wirksam werden, deren Kenntnis dazugehört, will man den Charakter einer Sprache erkennen. Offenkundig gehört zu solch einem Erklärungskonzept mehr als eine Auflistung von Auffälligkeiten des jetzigen Sprachzustandes; um den Status, auch die relative Bedeutung der einzelnen auffälligen Erscheinungen recht bewerten zu können, muß die Wirkung der existierenden Sprache als Folie angemessen bewertet werden.

"Um von etwas sagen zu können, daß es sich gewandelt hat, muß einiges daran stabil geblieben sein, damit die Identität dessen, wovon behauptet wird, es habe sich gewandelt, gewährleistet ist."
(Keller 1990, S.127)

Das gilt ja ganz grundsätzlich schon von der Behauptung, es handle sich bei der Sprache eines Texts des 9. Jahrhunderts und des 20. Jahrhunderts gleichermaßen um einen Text der deutschen Sprache. Lüdtke, der sich ausführlicher mit der Theorie sprachlichen Wandels auseinandergesetzt hat, spricht in so einem Fall von "Stafettenkontinuität" (Lüdtke 1980, S.4). Ja, und es ist nicht nur so, daß irgendetwas stabil bleiben muß, um die Identität einer Sprache aufrechtzuerhalten, es gibt auch insofern Stabilität, als die Vorgaben einer Sprache Konstanten des Wandels erkennen lassen, die die Möglichkeiten der evolutiven Entwicklung von Sprachen in eine gewisse Richtung weisen. Adaptation an überraschende Umgebungsbedingungen kann allerdings - wenn man das so nennen will - zu einer Art evolutiver Sprünge führen. Nur vor dem Befund der jeweiligen Stabilität und der Konstanten der Entwicklung läßt sich beurteilen, was die Entwicklungen, Tendenzen, ja gar Entwicklungstendenzen, die in den neueren Arbeiten zur deutschen Gegenwartssprache aufgezählt werden, wert sind im Hinblick auf ein sinnvolles Gesamtbild der deutschen Gegenwartssprache. Sinnvoll im Hinblick auf eine angemessene Außenrepräsentation der deutschen Sprache, Literatur und Kultur, im Sinne eines Zitats Wilhelm von Humboldts, nach dem "das Studium der verschiedenen Sprachen des Erdbodens [...] seine Bestimmung [verfehle], wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge [behalte] und darin seinen eigentlichen Zweck [suche]" (nach Baum S.184).

Humboldt sei hier nur erwähnt, um bei dieser Gelegenheit bemerken zu können, daß der Beobachtungsabstand, der das leisten soll, als der Versuch verstanden werden kann, das instrumentale und das energetische Bild von der Sprache miteinander zu vereinen. Zu einer solchen Vereinigung gehört auf jeden Fall, daß man die historischen Bedingungen der Existenz einer historischen Sprache ernstnimmt als Bedingungen der Möglichkeit individueller Wahl im Sprechen und damit auch als Bedingung der Möglichkeit für die Richtung evolutiver Änderungen, solange keine dramatischen Veränderungen der Umgebungsbedingungen eine andere Art von sprachlichem Effekt hervorrufen.

Für die deutsche Sprache hat Stefan Sonderegger ein entsprechendes Sprachprofil von der Zeit des Althochdeutschen bis heute ausgeführt. Er findet eine relativ große, aber überschaubare Zahl von konstanten Entwicklungstendenzen, die die stattgefundenen Veränderungen zu systematisieren in der Lage sind, und benennt eine Reihe von Umgebungsbedingungen, die ein verändertes Kommunikationsverhalten auslösen können. Dabei sind für uns, da das Neuhochdeutsche ja durch Konstanz im lautlichen Bereich gekennzeichnet ist, die Ausführungen zum Formensystem, zum Wortbildungssystem, zum Lexikon und zur Syntax von Bedeutung (S.209-212)

Es seien hier nur zwei im Prinzip wohlbekannte Beispiele besprochen, an denen gezeigt werden soll, wie nur im Ausgleich von Stabilität und Wandel ein einheitliches Bild entsteht. Angefangen sei mit den sich verändernden Gesetzmäßigkeiten der Flexion - ein Problem, das auch schon Wilhelm von Humboldt zur Aufwertung der sogenannten analytischen Flexion brachte; bei Sonderegger stellt sich das Flexionsproblem, das sich *prima vista* als ein Verschwinden von Flexionsformen zeigt, folgendermaßen dar: Im Zusammenhang mit der generellen Abschwächung der nebetonigen Silben im Deutschen, wo ja tatsächlich das Gebot des geringstmöglichen Aufwands das Gebot der Verständlichkeit bedroht, hat sich im Verlaufe des Neuhochdeutschen - nach einer äußerst unübersichtlichen Lage im Mittelhochdeutschen - eine neue funktionale Verteilung der drei prinzipiell möglichen Positionen für flexivische Elemente ergeben; während die regressive Steuerung (d.h. konkret Endungsflexion) zu Beginn der deutschen Sprachgeschichte noch die hauptsächliche Flexionsform darstellt, die direkte Steuerung (d.h. die Stamm- oder Wurzelflexion) lediglich in Verbindung damit eine Rolle spielt und progressive Steuerung (Flexion durch vorangestellten Begleiter) deutlich hervorhebenden, markierten Charakter hat, ist das nunmehr - in Verbindung mit den anderen Prinzipien - die hauptsächliche Flexionsform, die direkte Steuerung ist vor allem im Temporalbereich der Verben stark analogisch systematisiert, während die regressive Steuerung stark in kombinatorische Zusammenhänge mit der progressiven Steuerung gekommen ist. Dies erklärt die Richtung einer Vielzahl von Veränderungen, die gerne als

Entwicklungstendenzen im Neuhochdeutschen relativ unkommentiert nebeneinanderstehen, etwa der Zunahme der Merkmale, die Plural markieren im Gegensatz zu den Kasusmarkierungen, die mehr der progressiven Steuerung durch Artikel bzw. stark flektiertes Adjektiv überlassen werden. Vor allem der Artikel hat nach wie vor ein funktionierendes Vier-Kasus-System, das den Abbau im substantivischen Bereich auf jeden Fall zu Drei-Kasus- aber bis zu Ein-Kasus-Systemen aufzufangen in der Lage ist. Die dadurch veränderte Funktion der Artikelsetzung hebt im Laufe der Zeit die noch in mittelhochdeutscher Zeit bestehende relative Freiheit der Stellung von Artikel, Adjektiv und Nomen auf; die sich entwickelnde Monoflexion erklärt auch, warum sämtliche nichtattributiven Adjektive nicht mehr flektiert werden: die Flexion im Rahmen der Nominalklammer ist funktionalisiert im Hinblick auf die formale Identifikation des Bezugsnomens, die in diesen Fälle durch appositionelle Merkmale bzw. die prädikative "Kopula" geleistet werden. Aufgrund der höheren Festigkeit der Nominalklammer hat sich aber nunmehr die Möglichkeit ergeben, die Ausklammerung des Adjektivs in die postnominale Stellung funktional zu belasten, d.h. als Rhematisierungsmerkmal zu benutzen. In diesen Zusammenhang gehören auch die Funktionsumstellung des Genitivs, und die Schwierigkeiten mit der zusätzlichen Markierung des Dativs im Plural. Der Genitiv ist bekanntlich als Objektkasus auf einen Restposten von Verben zurückgeworfen, während er als Attributkasus, vor allem in geschriebener Sprache, keinerlei Probleme hat. Man kann das im Lichte dieser Konstanten des Wandels des Flexionssystems damit erklären, daß für den normalen Objektbereich, wo Artikelflexion, semantische Verbvalenzsteuerung und Wortstellung hinreichende Informationen zur Identifikation dieses Kasus liefern, der offenbar seit althochdeutscher Zeit mehr und mehr seine Differenzierungsfunktion im Sinn einer unterschiedlichen Reliefgebung in Alternanz mit dem Akkusativ verlor, einerseits, in der starken Flexion des Maskulinums und des Neutrums zu aufwendig kodiert ist, andererseits in den schwachen Flexionen unterdifferenziert. Das sind zwei Dinge, die der angesprochenen Konstante des Wandels widersprechen, die aber im attributiven Bereich keine Rolle spielen; hier ist einerseits das auffällige [s] eine hochwill-

kommen deutliche Markierung für die ohnehin häufig nicht leicht überschaubaren nominalen Abhängigkeiten. Zudem ist ebendieses [s], sei es in Formen des sogenannten sächsischen Genitivs (*Mutters Haus*), sei es als sogenanntes Fugenelement in der Komposition ohnehin in Stellungen zu Hause, wo es nicht mehr Genitiv, sondern nur mehr Junktion bedeutet. Jean-Paul Confais führt diesen Gedanken soweit, alle [s], die an nominale Stämme träten, sofern sie nicht als Pluralmarkierungen erkennbar seien, als eine Art Translativ zu verstehen für die Verwendung des entsprechenden Nomens als abhängigen Elements (er rechnet dazu etwa auch die sogenannten adverbialen Genitive vom Typ *nachts*). Feminine Genitive können an postnominaler Attributstelle gar nicht als Dative fehlgelesen werden, so daß auch ihrem Auftreten nichts entgegensteht. Blicke noch die Alternanz von Genitivfügung und Präpositionalfügung mit *von* zu erklären; die Antwort darauf würde vermutlich in semantischer und textsortenbezogener, auch medialer Differenzierung zu suchen sein - sie sei jetzt ausgeklammert.

Statt an dieser Stelle weiterzugehen, sei noch auf ein syntaktisches Beispiel dafür eingegangen, wie sich bestimmte als Tendenzen der Gegenwartssprache behandelte sprachliche Erscheinungen besser einschätzen lassen unter Bezug auf die Bedingungen, denen das Deutsche offenkundig im Verlaufe seiner Geschichte unterlag; gemeint ist damit die Festigung der Satzklammer im Neuhochdeutschen, die sich strukturell durchaus mit den Verschiebungen des Schwerpunkts der Flexionsmittel gemeinsam sehen läßt. Von der Klammerbildung durch das Verb heißt es bei Stefan Sonderegger (S. 281):

"Neuere Untersuchungen zu Notker von St.Gallen zeigen beispielsweise, daß der verbalen Klammerbildung in spätmittelhochdeutscher Zeit bereits ein großes Gewicht zukommt, wie auch der Zweitstellung des Verbs im Aussagesatz, ohne daß bereits eine feste Regel wie im Neuhochdeutschen besteht, jedoch eine Regel in satzrhythmischer Hinsicht durch die häufige Umklammerung leichter Satzglieder und die ebenso häufige Ausklammerung schwerer Satzglieder. Aber die Grundtendenz zur später Norm gewordenen Verbstellung liegt schon im Spätmittelhochdeutschen deutlich greifbar vor."

Es ist ganz offenkundig, daß ein Umbau des Schwerpunkts des Flexionssystems, wie er oben geschildert wurde, die Entfaltung einer Tendenz zur Klammerbildung, so sie schon vorhanden ist, nur befördern kann. Die Entwicklung analytischer Tempusformen, der Ausbau der genera verbi u.ä.m. bieten einer solchen Tendenz genügend Angriffspunkte. Aus Ansätzen einer satzrhythmischen Ordnung wurde dabei die im Verlaufe der Entwicklung des Neuhochdeutschen immer strikter befolgte Klammerung, die bei der vergleichsweise freien Wortstellung des Deutschen Haltepunkte für die Verteilung der Information auf den Satz gibt. Parallel dazu, aber eher gegenläufig, stärkt sich in der Nominalgruppe der ehemals lockere Zusammenhalt von Artikel und Nomen zur Nominalklammer, die in der feststehenden Anordnung nun auch zusätzliche Haltepunkte für die Art der zu erwartenden Information anbietet. Bei Erreichung dieses Zustandes kommt es unter bestimmten Umständen zu neuen Konflikten. Und zwar zu Konflikten, was die Verteilung der Information angeht, wenn viel Information untergebracht und gleichzeitig die Verständlichkeit gewahrt werden soll. Daß die Volkssprache im Verlaufe der Sprachgeschichte immer mehr fachliche Aufgaben übernahm, führte in dieser Hinsicht zu einer ersten Krise, die dadurch ausgelöst wurde, daß sich Wissenschaftlichkeit am Ausdrucksvorbild der klassischen Fachsprache, dem Lateinischen, orientierte:

"In enger Verbindung mit dem Auf- und Ausbau eines deutschen Konjunktionensystems und mit zusätzlicher Einwirkung des lateinischen Satzbauvorbilds vollzieht sich die Entwicklung der Periode, d.h. die Vereinigung mehrerer Gliedsätze mit einem Hauptsatz zu einem großen, allenfalls miteinander verschlungenen Satzgefüge." (291)

Noch im 18. Jahrhundert werden Alternativen einer verständlicheren Ausdrucksweise entwickelt. In der Vermeidung der Skylla der Periodenbildung wird unter Zuhilfenahme des nunmehr grammatikalisierten Mittels der Satzklammer und unter Ausbau der Komposition als eines typischen lexikalischen Verdichtungsmittels des Deutschen eine Alternative entwickelt, die tendenziell zur Bildung kürzerer Sätze, aber tendenziell auch zur Charybdis des deutschen Nominalstils, der als neuere Tendenz des Deutschen häufig be-

klagt wird, führt. Daß schon Klopstock an Kants Schriften ein Übermaß an unnötigen Komposita beklagt, mag als ein frühes Beispiel dafür genügen.

Abgesehen von diesem Endpunkt aber sind wir hier mit der Argumentation an einen Punkt geraten, der zeigt, daß es in der Entwicklung des Deutschen auch eine Reihe von externen wie internen Inkonstanten gibt, die nicht im Rahmen möglicher Hauptlinien der Entwicklung laufen. Für eine Sprache wie das Deutsche ist einer der wichtigsten solchen externen Faktoren die Tatsache, daß die Entwicklung einer allgemeingültigen Schrift- und Standardsprache nicht in einem kontinuierlichen Zug erfolgt, sondern daß mehrere Neuansätze vonnöten sind, die von unterschiedlichen Gesellschaftssmantiken getragen werden, denen auch unterschiedliche kommunikative Zielvorstellungen zugrundeliegen, die sich daher auch auf den Gebrauch unterschiedlicher Sprecherschichten stützen. Um abzukürzen: neu ist an der zuletzt angedeuteten syntaktischen Wende, daß zu ihrer Begründung der Ausdruck als Ideal herangezogen wurde, der der natürlichen Abfolge der Gedanken im Dialog entspreche. Mag man den Primat gesprochener Sprache auch für eine jene Urideen halten, von denen Ludvik Fleck spricht, die mehr oder minder prägend immer zu den Diskursvoraussetzungen der wissenschaftlichen Denkstile gehörten, es ist offenkundig, daß mit der neueren Entwicklung unserer Schriftsprache vor allem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Punkt erreicht wird, wo schriftsprachliche Normen mehr und mehr unter den Einfluß gesprochener Sprache kommen. Nicht zuletzt hat sich der Status des gesprochenen Deutsch dadurch dramatisch geändert, daß es nun in neuester Zeit eine Reihe von Textsorten gibt, die davon leben, daß wir im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit gesprochener Sprache leben. Dennoch existiert in einer Schriftkultur wie der des Deutschen gesprochene Sprache nicht naiv und unbeeindruckt von der Existenz der Schriftsprache und ihrer Normen. Ungeachtet der in der neuerdings aufgeflamnten Schriftsprachdiskussion geführten Auseinandersetzung darum, ob es sich bei den Systemen der Schriftsprache und der gesprochenen Sprache um zwei getrennte Systeme handle oder ob es um Variation innerhalb eines Systems gehe, die Systemzüge sind auf jeden Fall weithin gleich, nur: die Vertexungsstrategien folgen den medialen

Bedingungen. Im Falle der Klammerbildung heißt das, zunehmende Ausklammerung, die auch gerne unter den Tendenzen der Gegenwartssprache genannt wird, bedarf der Grammatikalisierung dieses Mittels, wie sie oben geschildert wurde, um zu systematischen Hervorhebungsoperationen genutzt werden zu können. Daß dieses Mittel in gesprochener Sprache häufiger genutzt wird, hängt damit zusammen, daß damit die zum Aufbau der Satzklammer nötige Vorausplanung verkürzt wird. Solange das so ist, sind Hypothesen darüber, ob sich dieses Mittel auch schriftsprachlich entsprechend ausbreiten wird, einerseits sehr unsicher und andererseits eigentlich auch müßig. Müßig nicht zuletzt aus einem Grunde, der für das Fach Deutsch als Fremdsprache von besonderer Bedeutung ist, dem Grunde nämlich, daß die normierte Hoch- und Standardsprache eben nicht nur ein den jeweiligen Zwecken der Verständigung anpassendes Mittel ist, sondern so manch anderes mehr:

"Hochsprache als 'Standardvarietät' im Spektrum sprachlicher Erscheinungen einzuordnen, sie wie diese als im Zeichen 'stetigen Wandels' zu begreifen, heißt, ihre Rolle als [...] kultur- und traditionsstiftenden Faktor zu verkennen." (Baum 1987, S. X)

Wenn Richard Baum das so formuliert, klingt das tatsächlich wie der Wunsch, die Veränderung der Sprache anzuhalten, so daß auf den ersten Blick die Anmerkung in einem neueren Buch zum Gegenwartsdeutschen passend erscheint:

"Hier ist der zeitlos-klassische Typ gefragt, das Kunstwerk vergangener Zeiten, wo doch die Sprache «eines der ältesten Kulturgüter, das die Nation zu bewahren hätte, und so ziemlich das wichtigste» (Sp. 84/28: 129) ist. [...] Wer die Literatursprache des späten 18. und 19. Jahrhunderts mit der deutschen Sprache schlechthin gleichsetzt, wird die Porträts der Großväter im heutigen Deutsch suchen und - wenn er sie findet - restaurieren wollen. Alte Tempel ausgraben, vor dem Verfall bewahren und so weit wie möglich wieder aufbauen wollten nicht nur die Grimms; viele ihrer Nachfolger versuchten und versuchen, das Heiligtum Sprache zu bewahren und Frevler zu strafen." (Glück/Sauer 1990, S. IX)

Darum kann es unter den Zielsetzungen des Deutschen als Fremdsprache tatsächlich nicht gehen; der archivarisch orientierte Hüter vor dem Tempel der Sprache ist aber auch ein Feindbild, das sich in der Wirklichkeit kaum findet. Jede Außenvermittlung hat aber ein Gesamtkonzept im Auge zu behalten, das die in der gegenwärtigen Sprache zu beobachtenden Veränderungen erklärt und bewertet. Dazu bedarf es, was hier an einigen Beispielen besprochen werden sollte, eines Erklärungsmodells, das bestimmte Umgebungsbedingungen und Intentionen einer gewissen Sprechergruppe als Initiatoren von Entwicklungen ernst nimmt, die Ergebnisse aber vor dem Hintergrund der Bedingungen des Deutschen als Garanten für eine gewisse Kontinuität bewertet. Aus diesen Voraussetzungen kann man aus den von uns diskutierten Fällen den angemessenen Platz und die angemessene Darstellungsweise des Genitivs oder von Klammerstrukturen ableiten. Mit beiden sind typische Merkmale des Deutschen im Bereich der Grammatik angesprochen: die Bedeutung der Variation in diesem Bereich, und auch die Tatsache, daß sich hier gerade neuerdings etwas bewegt, läßt sich aus den Entwicklungskonstanten des Deutschen erklären, ihre relative Stabilität nicht zuletzt auch aus der Tatsache, daß ihr Gebrauch auch den normativen Bereich der Regelung des Deutschen betrifft. Die Sprachnorm, von der man hier redet, wird am ehesten schriftsprachlich erfüllt, die Normen gesprochener Sprache sind demgegenüber weniger deutlich erfaßt und beschrieben, wurden bisher eher normenkritisch angegangen. So sinnvoll das zweifellos ist, so ist, auch im Hinblick auf die Außenvermittlung, auf jeden Fall ein nicht-naiver Standpunkt einzunehmen: Regelkenntnis ohne Bewußtsein der relativen Stellung zu Normen, führt vor allem für den, der die Normen, Normtoleranzen und Normansprüche nicht qua Eingeborenheit einzuschätzen weiß, zur Unberechenbarkeit der Folgen seiner Handlung. Das gilt auch für die grammatischen Bereiche, die ich oben diskutiert habe. Hätte ich meine heutigen Ausführungen etwa begonnen mit den Worten: das *Thema meines Referats* usw., wären Sie sicherlich sprachlich zufrieden gewesen, schon merkwürdiger hätte Sie sicherlich berührt *Meines Referats Thema* und hätte ich begonnen *Das Thema von meinem Referat*, hätten Sie in meinem Fall wohl angenommen, meine Süddeutschheit sei sprachlich in unange-

messener Weise mit mir durchgegangen [*meinem Referat sein Thema* will ich gar nicht erst erwähnen]. Wieviel an Variation man auch immer in die Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache einbauen will - was nicht zuletzt ein praktisches Problem ist - es scheint methodisch unabweisbar, daß sehr viel stärker als nach innen das Korrektiv des Normalfalls vonnöten ist. Daher bedürfen festgestellte Beobachtungen der Bewertung, die neben der individuellen Ausdrucksintention die Bedingungen des Gesamtsystems berücksichtigt. Das betrifft die Sprache, wie das an gesellschaftlichen, politischen usw. Vorgaben, was ich hier der Einfachheit halber Umgebungsbedingungen genannt habe. Die Frage, wie man das Verhältnis von Stabilität und Variation im einzelnen abbildet, läßt sich sicherlich nur zielgruppenorientiert beantworten, sie muß aber gestellt werden. Dieser Hinweis zielt auf beide Seiten, im Rahmen kommunikativer Methoden besteht aber wohl eher die Gefahr, daß Variation überbetont wird. Deutlich wird das zum Beispiel in einem Schul-Lehrwerk für Indonesien, wo das Leben in der deutschen Gesellschaft durch bewußte Extremkontraste von dem durch traditionelle Bindungen stärker eingegengten Leben in Indonesien abgesetzt wird. Dadurch kommt es auch im Sprachlichen zu einem erheblichen Anteil von Erscheinungen, die auch im deutschen Zusammenhang Sonderbedingungen gehorchen - ohne daß im Lehrwerk darauf hingewiesen würde. Da geht es denn z.B. um Jugendliche und ihre Motorräder, die sich anreden "He du Freak", mit dem Motorradfahren die folgende Hoffnung verbinden: "Vielleicht treffen wir ja eine Rockerbraut."; dazu bestünden einigermaßen günstige Chancen, denn "Die Mädchen steigen nur am Wochenende auf die Feuerstühle (auf die Motorräder, die Mühlen)." Von einem Mädchen, an das man präziser denkt ("Ja, mach sie an."), heißt es dann noch: "Sie reitet die Mühle nur mit Helm."

Dieses Beispiel zeigt nicht nur, daß Erscheinungen, die man als Entwicklungstendenzen des Deutschen der Gegenwart beschreibt, ihre Aufnahme in Lehrwerke des Deutschen als Fremdsprache gefunden haben, es zeigt auch, daß die Beurteilung solcher Erscheinungen an den Bedingungen der Ausgangskultur wie denen der Zielkultur zu messen ist, und daß

es von einer Einschätzung einer sinnvollen Rolle des Deutschen auf dem Markt der Sprachen abhängt, wie die Auswahl von Lernenswertem zu begründen ist.

Das wäre der Beginn eines neuen Vortrags, vor dessen Anfang ich enden möchte.

LITERATUR:

- Admoni, Wladimir, Historische Syntax des Deutschen. Tübingen 1990.
- Bartsch, Renate, Sprachnormen: Theorie und Praxis. Tübingen 1987.
- Baum, Richard, Hochsprache, Literatursprache, Schriftsprache. Materialien zur Charakteristik von Kultursprachen. Darmstadt 1987.
- Besch, Werner u.a. (Hg.), Sprachgeschichte. 2 Hbbde. Berlin/New York 1984 und 1985.
- Braun, Peter, Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Sprachvarietäten. 2. Auflage. Stuttgart usw. 1987.
- Braun, Peter, (Hg.), Deutsche Gegenwartssprache. München 1979.
- Die deutsche Sprache der Gegenwart. Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften [...] von B.Carstensen, F.Debus, H.Henne, P.vonPolenz, D.Stellmacher und H.Weinrich. Göttingen 1984.
- Finkielkraut, Alain, Die Niederlage des Denkens. Reinbek 1989.
- Fleck, Ludwik, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt/M. 1980. [Lwow 1935].
- Gauger, Hans-Martin, (Hg.), Sprach-Störungen. Beiträge zur Sprachkritik. München 1986.
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner, Gegenwartsdeutsch. Stuttgart 1990.
- Haupts, Christiane, Regionalisierung von Lehrwerken am Beispiel Indonesien. Mag.masch. München 1991.
- Keller, Rudi, Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen 1990.
- Lauterbach, Stefan, Genitiv, Komposition und Präpositionalattribut - zum System nominaler Relationen. Diss. masch. München 1991.
- Moser, Hugo, Die Entwicklung der deutschen Sprache seit 1945. in: Besch 1985, S.1678-1707.
- Sonderegger, Stefan, Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Band I: Einführung, Genealogie, Konstanten. Berlin/New York 1979.
- Wolff, Gerhart, Deutsche Sprachgeschichte. 2.Aufl. Tübingen 1990.